HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 1 — Gotha, 6. Januar 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Eine neue Erde [Sp. 1] — Der Weltblick des Christen [Sp. 1] — Die Mission und die neue Zeit. 1. Die Krisis [Sp. 5] — Noch einmal die Paradiesesgeschichte [Sp. 10] — Zehn Jahre Prohibitionismus in Norwegen [Sp. 19] — Unter der Sonne Satans (Bernanos) [Sp. 26] — Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 1. Störmtal [Sp. 30] — Neuentdeckte Denkmäler aus frühchristlicher Zeit. Nachtrag: Die Ausgrabungen in Ephesus [Sp. 32] — Tagung des Hochkirchlich-ökumenischen Bundes [Sp. 35] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 38] — Verschiedenes: An unsere Leser und Freunde in Dänemark, Norwegen und Schweden; Die Marburger; Der westfälische Schulstreik; Kleine Mitteilungen [Sp. 44] — Wöchentliche Chronik [Sp. 45] — Anzeigen

Eine neue Erde

Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welcher Gerechtigkeit wohnet.
2. Petri 3, 13

Das ist gleichsam der Bibel letztes Wort. Denn der zweite Petrusbrief ist unter allen Schriften des Neuen Testaments die jüngste, und auf unsern Spruch folgen nur noch ganz wenige, die doch nicht von solcher frommer Gewalt sind wie dieser.

Die stürmische Hoffnung der ersten Christenheit auf eine ganz nahe Katastrophe zur letzten Vollendung hat darin ihren ruhigen bleibenden Niederschlag gefunden.

Wir warten mit dem Schreiber jenes Briefes auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet.

Aber es ist ein Unterschied zwischen Himmel und Erde. Den Himmel können wir nicht ändern. Das müssen wir dem Schöpfer überlassen, wenn für ihn die Stunde da ist. Sie wird kommen. Aber die Erde ist unser. Und es schickt sich da nicht, bloß zu warten. Sondern das Ziel, das Gottes Verheißung uns gesteckt hat, und die Sehnsucht darnach sind nicht wirklich in uns, wenn wir uns nicht mit unserm ganzen Tun und Lassen, mit unserm Dichten und Trachten darnach strecken. Die Hoffnung auf eine selige Katastrophe ist nur dann echt, wenn sie die Entscheidung für das jenseitige Ziel schon hier bedeutet.

Die Erde ist unser, noch immer, daß wir sie uns untertan machen, füllen und bebauen. Alle Eschatologie dispensiert uns nicht von diesem Gegenwartschristentum. Was für Gedanken wir uns über das ewige Kommen Gottes zu uns machen, wir müssen ihm entgegengehn.

Das ist eine sehr einfache Lehre. Die Wahrheit ist einfach. Auch die Wahrheit über das, was kommt und das, was wir tun sollen. Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit. R

Der Weltblick des Christen

Oktober 1926

Schriftverlesung am Altar

So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen .. denn solches ist gut und angenehm vor Gott, unserm Heiland, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. 1. Tim. 2, 1 3 4

Predigt

Liebe Gemeinde! Ob wohl Alle oder die Meisten unter uns empfunden und erlebt haben, in welcher großen Zeit wir leben? Ob sie eine Erweiterung ihres Weltblickes erfahren haben? oder ob wir uns, wenn wir lesen vom Völkerbund und vom Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, von den die ganze Welt und Zukunft umspannenden Reden Stresemanns und Briands und nun wieder von dem Niederlegen der Zollmauern im Dienst des Weltfriedens, das lediglich als politische Vorgänge, als diplomatische Manöver und Kulissenschiebereien beurteilt haben? mit dem Mißtrauen gegen alle idealen Phrasen der Staatsmänner, wozu uns die endlosen Enttäuschungen der letzten Jahre erzogen haben? Ja, dann haben wir uns betrogen um die tiefsten Erlebnisse eines Christenmenschen.

Ja, eines Christenmenschen! Vom Altar her sind wir gemahnt, in unserm christlichen Gebet zu dem Vater aller Menschen, der will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, aller Menschen zu gedenken. Natürlich nicht mit jener platonischen Liebe, die hernach alles Gott überläßt, statt selbst die Hände zu regen, damit Gottes Wille geschehe und sein Reich komme. Aber auch das wäre zu eng gedacht, wenn wir nur an die Weltmission uns erinnern ließen. Denn was hülfe uns die ausgedehnteste, warmherzigste Mission, wenn sie durch Handel und Wandel der christlichen Völker, durch die selbstsüchtige, nur machtsüchtige Politik der Staatsmänner Lügen gestraft würde? Den Rückschlag dieser eigensüchtigen Ausbeutungspolitik auf das Vertrauen der Heiden zur christlichen Mission können wir jetzt in China beobachten. Nein, wollen wir den dem Christen wesentlichen Weltblick bekommen, so müssen wir den Gängen der großen Politik teilnehmend folgen, die gerade eben sich losgesagt hat, feierlich, offiziell, in ihren Weltbeziehungen von der Kainsfrage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

So laßt uns mahnen durch die Weltgeschicke an ein großes Programm, das der Heidenapostel in Athen, im Angesicht der edelsten Zeugen der antiken Kultur, ausgesprochen hat! Es geht da einfach um den Weltblick des Christen.

Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht, sein wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte, so er selber Jedermann Leben und Odem gibt allenthalben. Und er hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und vorgesehen, wie lang und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar, er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir, wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: „wir sind göttlichen Geschlechts". Apostelgeschichte 17, 24–28

1. Wir sind gewöhnt, das Christentum lediglich als eine Sache zwischen Gott und der Seele, als ein Verhältnis zwischen dem einzelnen Sünder und dem gnädigen Gott zu betrachten. Und zweifellos ist das der Kernpunkt des Christentums, daß es unser persönliches Gewissen gegenüberstellt dem richtenden und aufrichtenden Gott. Gerade die Religionen des Ostens, auch ihre höchste, die indische Bhaktireligion, die Religion der Gnade und Erbarmung, die die Weltverlorenheit der Seele überwinden will durch

frohen Untergang in Gott, zeigen uns, daß die tiefste, einzigartige Tiefe des Christentums im Evangelium vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn liegt, der in der Welt verloren und durch Heimkehr in sich selbst und in Gott wiedergewonnen wird.

Aber nun doch wahrlich nicht, um in eine neue Selbstsucht sich zu verlieren, in die Selbstsucht, die man die himmlische genannt hat, als ob für Gott den Vater Aller nur unsere Einzelseele, ihr Verlust und Gewinn bestünde, während nur der Gott den Vater erfaßt, der an seinem Vaterherzen den Blick gewinnt für die Welt der Brüder. Was in uns überwunden werden soll, das ist doch die Engigkeit und Kleinkreisigkeit der Selbst- und Ichsucht. Ein Kind der ewigen Vaterliebe kann tatsächlich nur sein, wer den Blick, die Sorge, die Liebe teilt für die Menschheit, der Gott der Vater geholfen wissen will. „Gott, der die Welt gemacht hat und Alles, was darinnen ist, er, der ein Herr ist Himmels und der Erde, der Jedermann Leben und Odem gibt allenthalben, er hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen". Er ist der Vater der Welt und kann von seinen Kindern Weltblick erwarten.

Und das ist das Große dieser Tage, daß sie unsern Blick erheben über die Grenzen der einzelnen Nation und ihrer Macht in die ganze Welt, zu allen Völkern, zumal zu denen, die in Elend und Minderheit leben, bedrückt von fremden Gewalten, zu dem Einen Blut, das in all den verschiedenen Menschentypen pulst.

Es war nun gewiß ein großer Gewinn, als der Nationalstaat sich bildete und das Nationalgefühl erwachte, von dem gewaltigen Staatsmann erweckt, der uns lehrte, daß Schwärmerei für alle Welt unvereinbar sei mit der Treue gegen den eigenen Staat, gegen das eigene Blut. Er betonte mit Recht gegenüber dem Weltbürgertum, das die Millionen umarmte, freilich mehr im schwärmenden Gefühl als im opfernden Handeln, was auch der Apostel nicht übersah, daß der Vater der Menschheit sie in Völker und Stämme gliederte: „Ziel gesetzt und vorgesehen, wie lange und weit sie wohnen sollen." Denn nach Gottes in der Geschichte erkennbarem Ratschluß ist die Menschheit gegliedert in Nationen und beginnt jede gesunde Menschenliebe in der Liebe zum eigenen Volk, die ohne Opfer, willige Steuern und Hingabe von Leben und Blut nicht bestehen kann. „Liebe beginnt zu Hause."

Aber es ist höchste Zeit, daß sie sich nun weitet und ihr Herz öffnet der Not der Brüder in der weiten Welt. Der Weltkrieg, der den Weltblick der entlegensten Hinterwäldler geweitet hat, die Schwarzen und Braunen mit den Weißen zusammengebracht hat, hat zugleich den Egoismus der Nationen in einer furchtbaren Weise gestärkt und einen Gegensatz und Haß zwischen die Völker gelegt, der gerichtet wird durch unseren großen Text von der Universalität der Heilsgedanken Gottes. Unbeschadet der nächsten Verantwortung für unser eigen Volk und Blut, ruft uns Gott durch den Eintritt in den Völkerbund an die Arbeit für die Welt, zunächst einen Weltblick zu gewinnen und Anderen, Kindern, Schülern anzubilden, dann aber dem entsprechend uns einzusetzen für die Rechte der Unterdrückten, der Minderheiten in der ganzen Welt. Wir mögen noch so argwöhnisch sein gegen die wirklichen Absichten unserer alten Feinde und dem Völkerbund zutrauen, daß er unter der Maske der Weltverbrüderung sein wahres Wesen verbirgt, die Allianz der Siegervölker zu sein zur dauernden Niederhaltung der besiegten, doch sollten wir als Christen die Großartigkeit, nein, die Christlichkeit der Idee anerkennen, die nun auf unaufhaltsamem Marsche ist: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde." Und wenn sie noch so sehr Maske ist und Heuchelei fördert, wie alle großen Ideen bei kleinen Menschen — die Idee ist anerkannt als der Maßstab der Zivilisation, an dem sich alle Nationen und Politiker messen lassen müssen. Es wird bei der Durchführung dieser großen Idee noch durch viele Enttäuschungen und Menschlichkeiten hindurchgehen; aber einmal proklamiert, wie einst in Frankreich die Menschenrechte, kann sie nicht wieder vergessen werden. Es ist eine Menschheitsidee, die auf der Höhe der Menschheitsreligion des Paulus steht.

2. Und nun gilt es, daß wir Christenleute, so viel an uns ist, sie füllen mit dem heiligen Inhalt unseres Glaubens!

Ja wozu haben wir denn seit mehr als hundert Jahren Weltmission getrieben? Deren großer Text war des Apostels Rede in Athen, die auch deshalb der größte Missionstext ist, weil er anknüpft an die höchsten Gedanken der heidnischen Kultur: „Daß sie den Herrn suchen sollen, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten, und zwar er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir, wie auch etliche Poeten unter euch gesagt haben: Wir sind göttlichen Geschlechts." Wir dürfen wahrlich stolz sein auf diese umfassendste, tiefste Fassung der Menschheitsidee, die dem Einen Blut auch den Einen Pulsschlag zutraut, die ewige Unruhe, die nur in der Ruhe in Gott ihr Ziel findet.

Und nun gilt es, diese Triebkraft aller Weltmission tief einzupflanzen in die Völkerbundspolitik: sie muß beherrscht sein von der Achtung vor allen Völkern, die sie gleichwertig und gleicher Rechte würdig achtet als des Weltengottes Geschöpfe. Es geht hinfort der Weltpolitik nicht mehr um Ausbeutung der Andern unter dem Schein der Annäherung und Beglückung; es geht nicht mehr obenan um ihr Geld und Gut; auch schieben wir nicht eine Kulisse des Weltfriedens und der Menschheitsachtung, um dahinter unsern Welthandel und Seeverkehr vorwärts zu treiben. Nein, es geht uns um die Seele der Völker, daß auch die Ärmsten und Fernsten den Reichtum und die Nähe des Gottes empfinden können, von dessen Geschlecht sie sind. Wir Christen müssen auf dem Posten sein, um dem Völkerbund, der Weltversöhnung, der Annäherung der Völker das gute, aufrichtige Gewissen, den tiefen Grund im Bewußtsein zu erhalten: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde."

Hat nicht unsere Mission lange zu einseitig bloß die Einzelnen im Auge gehabt, ihre Bekehrung, „daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen" und den Gott finden, der in ihnen wie sie in ihm leben, weben und sind? Müssen wir nicht mehr bedenken, daß es im Christentum nicht um Worte und Gedanken, sondern um den Beweis des Geistes und der Kraft geht?

Unsere Missionare zumal in China können es uns sagen, wie all ihr Werben um die Seelen der Heiden sich bricht an der Ausbeutungspolitik der christlichen Staaten. Es ist auch darum eine große Zeit, in der wir leben, weil sie uns das gewaltsame Aufwachen des größten Volkes der Welt erleben läßt. Der Weltkrieg hat die Heiden zu sehr hineinblicken lassen in die Gebrochenheit und Elendigkeit unserer christlichen Kultur. Sie sind mißtrauisch geworden gegen die Motive auch der fremden Mission, weil hinter ihr der Welteroberungs- und Selbstbereicherungsdrang der westlichen Völker stand. Und nun fordern sie ihre Menschenrechte. Wir können als Christen nur sympathisieren mit diesem großen Befreiungskrieg.

Wir müssen aber auch erkennen, daß die Weltmission Erfolg nur haben kann, wenn sie im Bunde geht mit einer Menschheitspolitik, die ehrlich und aufrichtig ist und das Blut, die Seele, das Persönlichkeitsrecht der niederen Völker achtet. Wie wir unser eigenes arbeitendes Volk nur dadurch wieder für unsern Christengott gewinnen werden, daß wir ihm ermöglichen, zu glauben an einen Gott, der uns nicht bloß das ungesicherte Existenzminimum, auch einen gesicherten Überschuß (Sekurität) gewährt, „reichlich und täglich versorgt", weil er uns gern erfreut — so werden wir nach der jahrhundertlangen Ausbeutung die Heiden nur dann für den Christengott gewinnen, wenn

in der Tat, im Handel und Wandel und Verkehr, in den ganzen Beziehungen der Völker es spürbar wird, daß wir die Blutsverwandtschaft respektieren, das heilige Band: „wir sind göttlichen Geschlechts."

So fordern die großen Weltgeschicke von uns Christen, daß wir den Weltblick gewinnen und die Seele des Christentums einpflanzen dem Völkerbund, damit er aus einem heuchlerischen Schein und einer leeren Kulisse eine große, heilende Wirklichkeit werde, ein Mittel der Weltregierung dessen, der ein Vater ist aller Menschenkinder. Amen.

Kiel Otto Baumgarten

Die Mission und die neue Zeit

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so steht die christliche Mission in der Welt in einer Krisis erster Größe. Die Missionsberichte bezeugen diese Tatsache. Um so überzeugender, je unfreiwilliger. Diesen Vorgang zu beobachten, ist von einiger Wichtigkeit. An ihm wird nichts Anderes akut als die Krise des Christentums überhaupt. Und zwar unter planetarischem Aspekt.

1. Die Krisis

1. Nach dem Ausgang des Mittelalters hat die Welt in steigendem Maße ihr Gepräge durch den Imperialismus der weißen Rasse empfangen. Im Weltkrieg erfüllte sie die Logik des eigenen Schicksals: Ihr Imperialismus kehrte sich gegen sie selbst. Der Weltkrieg bedeutet den Zusammenbruch der bislang auf der Erde herrschenden Dynastie. Er bedeutet das Einzigartige: den Sturz einer Herrscherrasse durch sich selbst. Das Ethos, das die Selbstbefreiung der anderen jetzt empfangen mußte, empfing es nicht zuletzt von diesem Selbstgericht her: diesem Selbstgericht haftet etwas vom Schmack des Gottesurteils an.

Der Weltkrieg war der Christenkrieg. Und das eine Japan war das am meisten christifizierte Land der Heidenwelt! „Europa bezeichnete Japan als zivilisiert, seit es auf den mandschurischen Schlachtfeldern Massenmord zu treiben begann." So ruft uns ein Japaner zu [1]). Der Weltkrieg war für die draußen die Vernichtung eines Glaubens durch seine eigenen Verkünder. Vor dem Imperialismus her oder in seinem Gefolge ging, von derselben Rasse getragen, die Mission.

Für das Verhängnis dieses Umstandes fehlt es nicht an Empfindung. Es ist schlimm genug, wenn sich die Mission als Nutznießerin dieses Systems bekennen muß [2]). Es geht heut nicht mehr an, daß unser Privatgewissen der subjektiven Wahrhaftigkeit pflegt und theoretisch-verantwortungsfrei eine Trennung von Religion und Politik vertritt, praktisch-faktisch aber den Schutz der Kanonen genießt. Die Vertracktheit dieser individualistischen Reflexion entzieht sich den Völkern, die noch aus der Mentalität einer Gemeinschaftsethik herausdenken. Sie können nur glauben, daß die Eroberer und die Missionare miteinander solidarisch sind, weil sie zusammen kommen und von derselben Rasse her. Und sie haben recht. Die objektive Wahrhaftigkeit ist auf ihrer Seite. Der Christ ist verantwortlich. Er ist absolut verantwortlich. Er ist gerade der Einzige in der Welt, der sich der absoluten (obgleich untragbaren) Verantwortung nicht entziehen kann. Er kann nicht durch sein Privatgewissen der öffentlichen Verantwortung entschlüpfen. Er kann kein religiöser „Einzelner" sein. Er trägt Verantwortung für alles, was in seinem Volk vor sich geht. Je wichtiger die Vorgänge, desto härter ist er in seiner Verantwortung gebunden. Er ist am härtesten an den wichtigsten Vorgang in seinem Volk gebunden, an die Politik. Der Missionsgeist hat die Maschinengewehre des erobernden Volksgenossen hinter sich geduldet. (Und wir daheim haben sie beide geschickt, den Missionar und das Maschinengewehr!!) Hätte er geschrien! Er hat aber nicht geschrien. Die christliche Kirche in der Heimat hat nicht geschrien, als der Arbeiter im Produktionsprozeß zur Ware gemacht wurde, und ihre Mission draußen hat nicht geschrien, als England die Opiumkriege führte. Und beides war Menschenopfer an den Mammon. Endlich, da die Schlacht verloren ist, nachdem die weltlichen Stimmen von Fridtjof Nansen und Sven Hedin mit harten Worten unser geistliches Ohr erschüttert haben, erwachen unsere Skrupel. Jetzt ist es einigermaßen peinlich, aus dem Hause der Fremden hinauskomplimentiert zu werden mit der Empfehlung, doch zunächst einmal nach dem Balken bei sich selbst zu sehen, bevor man am fremden Auge Splitter operiere.

2. Die Völker Asiens sind unter der Führung Rußlands in einen nationalen Freiheitskampf getreten. Dem Bolschewismus gesellen sich in eigentümlicher Wahlverwandtschaft die erwachenden Völker der islamischen Welt rings um das Mittelmeerbecken. In Syrien, Arabien, Ägypten ist es bereits zu schweren Konflikten gekommen. In diesen Wochen ist der Jahresbericht der Basler Mission erschienen. Er zeigt, daß auf dem ganzen Missionsfeld (mit Ausnahme anscheinend von Kamerun) durch diese Bewegungen das Gesetz der Stunde diktiert ist. Am weitesten sind die Dinge bis jetzt in China gediehen [3]). In einer großen Stadt haben sich Tausende von Studenten unter Schwüren verbunden, niemals eine christliche Kapelle zu betreten oder eine christliche Schule zu besuchen [4]). Der siebente Nationalkongreß der nationalen Studentenvereine der Republik China im Juli 1925 stellt seiner großen Resolution [5]) folgende Sätze an die Spitze:

Die antichristliche Bewegung hat öffentlich den Kampf gegen den Imperialismus unternommen. Wir, der National-Studentenverband, als eine der mächtigsten Organisationen, welche das Christentum und die christliche Bildung bekämpfen, haben folgende bestimmte Methoden angenommen.

Aus den nun folgenden acht Artikeln heben wir nur folgende Sätze heraus:

Wir müssen die antichristliche Bewegung überall gegen den Imperialismus wirksam machen. Es ist sehr wichtig, daß die Studentenvereine überall Material sammeln über das Christentum und den Imperialismus im Zusammenhang mit den Metzeleien, die in Schanghai, Hankau und an anderen Orten stattfanden. Dieselben können alsdann als konkretes Propagandamaterial für die Volksmassen benützt werden.

Sie sollten deutlich zeigen, daß das Christentum die Waffe unserer Unterdrücker ist, daß die Industrie-Abteilung der C. V. J. M. [6]) in der Hand der Imperialisten und der Kapitalisten ein Instrument ist, um die Arbeiter zu betrügen. ... Gleichzeitig sollten die Studenten das schlechte Betragen der Christen in den Landbezirken erwähnen.

Wir müssen auch den Augenblick ausnützen, wenn die Kirchen Evangelisationsversammlungen abhalten. Wir sollten unsere Mitglieder veranlassen, öffentlich daran teilzunehmen. Wir sollten den Evangelisten verschiedene Fragen stellen und dann das Publikum über die Beziehungen zwischen Christentum und Imperialismus belehren (z. B. die Missionare, die Vorgesetzten und die Arbeiter in den Missionen sind fremde Sklaven und die „rennenden Hunde" im Dienste der Imperialisten und Kapitalisten). Wir müssen die Frevel und Verbrechen der chinesischen Christen, welche das Christentum als Mittel benützen, um das eigene Volk zu betrügen, an den Tag bringen.

Überall sollten die Studenten-Vereine das Volk über die Schädlichkeit der christlichen Kirche und der christlichen Bildung unterrichten und zeigen, daß diese den Bedürfnissen Chinas nicht entsprechen.

In einem Bunde stehen zusammen die gedrückte Klasse und die gedrückte Nation. Das gibt dem antichristlichen Kampf sein nicht schwer genug zu nehmendes Gewicht. Erst recht dann, wenn es gelungen ist, dem elementaren

[1]) Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1926, Heft 10, S. 294.

[2]) Jahresbericht der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel 1926 S. 10.

[3]) Oehler, Politik und Christentum im heutigen China. Jahrbuch der vereinigten deutschen Missionskonferenzen 1926.

[4]) Ebenda S. 27.

[5]) Abgedruckt in der Zeitschrift „Der Ruf" März 1926.

[6]) Christlichen Vereine Junger Männer.

Bündnis der Mächte des Hungers und des Bluts Ideen des Christentums zu gesellen. Der Tod Dr. Sun's, heißt es im Basler Jahresbericht (S. 13), des Begründers der großen Republik in China, habe wie ein Scheinwerfer gewirkt. Von christlichen Führern sei Sun als das wahre Ideal eines Christen gefeiert worden. Das Reich Gottes solle nicht mehr ein überweltliches Gut sein, es sei eine in die Hand der Christen gelegte Aufgabe: die Weltreform in politischer, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht. Daß die Kirche dies nicht erfaßt habe, sei ihr Verhängnis, deshalb stoße sie die Menschen, die für Chinas Befreiung glühen, zurück, mache keine Eroberungen, bringe sich selbst um die Führerstellung, die ihr zugedacht wäre in dem nationalen und sozialen Freiheitskampf Chinas.

Dr. Sun schloß sich Rußland an. Der russische Kommunismus schien ihm die Vollendung der christlichen sozialen Idee zu sein. Auch kam ihm Rußland allein von den anderen Staaten mit dem Verzicht auf alle Vorrechte entgegen, auf denen die Anderen bestanden. Wenn ein Mann wie der christliche General Feng eine ganz ähnliche Entwicklung durchmacht, so gibt das zu denken. Feng wird als ein „bewährter Christ", als eine „Leuchte des Christentums in China" bezeichnet [7]). Auch ihm gilt der Kampf Moskaus gegen Militarismus und Kapitalismus als ein Kampf für das christliche Ideal. Er spricht das in seiner Botschaft an die Christenheit der Welt aus: Warum schweigen die Christen in der Welt zu dem Fall von Schanghai? Sympathisieren sie mit dem Imperialismus? Sind sie für eine unterschiedliche Behandlung der Rassen und Nationen? Billigen sie den Druck, den die Kapitalisten ausüben? Bei Matthäus heiße es: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen, bis er das Gericht zum Siege bringt." Viele ihrer jungen Studenten seien als ihre lieben Brüder dahingemordet worden. Es seien die chinesischen Arbeiter unterdrückt, wie zerstoßene Rohre, und das Dasein des Volkes stehe auf dem Spiele, wie der glimmende Docht. Er könne es nicht tief genug bedauern, daß gerade die Engländer („sie schlachten unser Volk, als ob es noch unter den Tieren stände!") das Christentum als ihre Religion bekennen. Aber was ihn ganz besonders befremde, sei, daß auch die Missionen der anderen Völker über die grausamen Metzeleien geschwiegen haben, so daß es aussieht, als ob man die Gewaltpolitik der Engländer in China billige. „In der Tat, ich habe große Sorge um die Zukunft des Christentums, weil die Christen der Welt im Begriff sind, in einen unendlichen Abgrund zu fallen [8])."

Die Lage des Christentums in der Welt ist von einer in seiner Geschichte wahrscheinlich einzigartigen Schwere. Mit unseren eigenen Waffen werden wir gezüchtigt. Die Bibel haben wir ihnen gebracht. Nun werden die Väter von den Söhnen mit ihr aufs Maul geschlagen. Sie haben unsere Wissenschaft gelernt. Die Praxis unserer Politik. Mit kalter Hand wird das Christentum auf die Wage der Religionsvergleichung gelegt, es wird im Gegensatz zu seiner eigenen Verkündigung befunden und des diabolischen Bündnisses mit Mammonismus und Cäsarismus schuldig gesprochen.

„Und das Heidentum? Existiert es überhaupt noch, oder ist es in der modernen Aufklärung untergegangen?" Soweit ist es schon, daß diese Frage sich ein Missionar [9]) gestellt sieht. Der Sturz der Zeit wird in ihr offenbar. Jung-China, heißt es eine Seite weiter, mache mit seiner Kritik auch vor Konfuzius nicht mehr Halt. Dieser löse die soziale Frage nicht. „Jung-China sucht ein neues Gebäude aufzuführen auf der Grundlage reiner Diesseitigkeit. Wissenschaft, Ästhetik, sittlicher Idealismus sollen die Religion ersetzen."

Seltsam! Aus dem Herzen des „Heidentums" stürmt unser eigener Geist, der Geist Europas, zu einer neuen Offensive gegen Christus vor!

3. Und diesen Angriff tragen die beiden alten monotheistischen Schwesterreligionen zugleich mit vor. Der Islam und der Buddhismus beginnen die Gegenmission.

Aus der Welt des Islam liegen zahlreiche Nachrichten vor [10]). Vieles ist allgemein bekannt. In diesem Jahr wurde in Paris eine auf Staatskosten erbaute Moschee eingeweiht. Die Spitzen der französischen Behörden waren zugegen. (Übrigens — als Glosse: Der Imperialismus einer christlichen Nation errichtet nach seinem Sieg im Riff diese Moschee auf Staatskosten! Der Günstling-Sultan spendet in Straßburg der Katholischen und Protestantischen Kirche Geldgeschenke . . .) — In Berlin besteht nach der Oktobernummer 1925 der „Moslemischen Revue" [11]) eine Islamgemeinde, die sich missionarische Ziele in der Darlegung des Islam als „der" Religion der modernen Welt gestellt hat. — In diesem Jahr tagte in Mekka der panislamische, in Kairo der große Khalifatskongreß. — Unter dem Namen Hizbullah hat sich eine „Grüne Internationale", die Gottespartei, gebildet. Sie bezeichnet sich als die Zusammenfassung aller islamischen Freiheitsorganisationen. In ihrem Aufruf [12]) heißt es: Die Rechtgläubigen innerhalb der 300 Millionen umfassenden Glaubensgemeinschaft der Muslim bekennen sich zu folgendem Pakt und geloben, nicht eher zu ruhen, als bis a l l e seine Punkte verwirklicht sind: Unabhängigkeit durch Befreiung von fremder Unterdrückung. Bildung von muslimischen Volksstaaten auf Grund von Volksabstimmungen. Zusammenfassung aller dieser Staaten zu einer föderativen Union muslimischer Volksstaaten unter Führung des rechtmäßig gewählten Khalifen. — In demselben Flugblatt findet sich ein „Tagesbefehl". Während der „Aufruf" das bolschewistische Vorbild erkennen läßt, gibt der Tagesbefehl Anklänge an Christliches. Das Motiv des Muslim ist höchste Liebe nur zu Gott. Für ihn gibt es ebensowohl ein irdisches „Reich Gottes" wie mystische Annäherung an Gott. Auch „Wort Gottes" samt „organisierter Gemeinde" fehlen nicht.

In Indien ist eine Art reformatorische Bewegung im Gang, die ein neues Verständnis des Islam unter Ausschaltung der Tradition und unter Rückgang auf die Quellen erstrebt. Und auch von Indien aus versucht man den Islam mit modernen Missionsmethoden als „die" Menschheitsreligion in die Welt hinauszutragen [13]).

In China arbeitet der Islam mit christlichen Missionsmethoden [14]). Man hat dort eine Zeitungsevangelisation eingerichtet. In einer Art Plakatmission macht man auf irgendeine mohammedanische Wahrheit aufmerksam. In Peking entstand 1911 eine „Allgemeine chinesische, islamische Vorwärtsbewegung", die in einigen Jahren nicht weniger als 2—3000 Zweigvereine im Lande hatte. „Und ähnlich wie in China breitet sich auch in Japan der Islam aus. Auch dorthin werden von Ägypten, Indien, ja England aus mohammedanische Missionare geschickt. Arabische Zeitungen sehen schon in Tokio die künftige Hauptstadt des Islam." Dabei erweist sich der Islam in seiner beinah diabolischen Meisterschaft der Einverleibung fremder Bewegungen. Er ist zugleich politisch und religiös, national und international, imperialistisch und sozial. Die soziale Idee insonderheit beansprucht er für sich in betontem Gegensatz zum Christentum als ihm eigens zugehörig. „Java wird immer mehr ein Land des Islam. Das Chri-

[7]) Jahrbuch der vereinigten deutschen Missionskonferenzen 1926 S. 22.
[8]) Ebendä S. 24.
[9]) Jahresbericht der Basler Mission 1926 S. 11.

[10]) Vgl. auch die Aufsätze von E r i c h M e y e r und K l i n g h a r d t in CW 1925 Nr. 9/10. 18/19. 1926 Nr. 4. 5—9. 16. 20.
[11]) Es scheinen außer dieser einen Nummer allerdings keine weiteren gefolgt zu sein.
[12]) Evangelisches Deutschland 1926 Nr. 12.
[13]) Evangelisches Missions-Magazin April 1926 S. 112.
[14]) Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1926 Heft 3: „Der Islam in China."

stentum habe sich als ein Werkzeug des Kapitalismus erwiesen, der Islam aber rufe die Menschen auf, eine Gesellschaft zu schaffen, worin der Wille Gottes, daß die Welt für alle Menschen da sei, zur Ausführung komme [15])."

Nicht ganz so schroff, dafür vielleicht aber um so gefährlicher für uns, scheinen die Formen zu sein, die die buddhistische Gegenmission annimmt. Es liegt da zwischen den beiden Religionen eine Zone der Übergänge. Das Einströmen indischen Geistes in unsere Westländer ist ja bereits ein Stück Geschichte. Umgekehrt neigt man wiederum bei uns gerne dazu, die Gandhibewegung für das Christentum in Anspruch zu nehmen. Der Basler Missionsbericht (S. 21) sagt von Indien, in diesem Lande sei der Name Jesu schon der Name, der über alle Namen ist. Von ihm reden auch die Nichtchristen mit Ehrfurcht. Er sei auf dem Weg, das anerkannte Ideal Indiens zu werden. Auch in nichtchristlichen Blättern und in der Diskussion der politischen Fragen begegnet man immer wieder dem Hinweis auf seine Worte und sein Beispiel. Früher beliebte man den Buddhismus als die Vorbereitung zum Christentum zu bezeichnen. Heute hat die buddhistische Gegenmission die These umgekehrt. Die innerhalb des Konfuzianismus neu entstehenden Religionsgemeinschaften zeigen vielfach buddhistischen Charakter. In einer solchen konfuzianischen Kirche in Swatau wurden vom Leiter buddhistische Bücher verteilt, die ein früherer christlicher Prediger geschrieben hat. Er vertritt den Gedanken, daß das Christentum die Vollendung des Buddhismus sei. Eine ganz besonders charakteristische Erscheinung ist, daß hinter der gegenwärtigen Regsamkeit des Buddhismus häufig frühere Christen stehen [16]). Die buddhistische Konferenz, die 1925 im Fa-Yuan Tempel zu Peking stattfand, wurde von einem Buddhisten geleitet, der eine christliche Schule besucht hatte, erst katholisch, dann evangelisch gewesen und schließlich von allem unbefriedigt buddhistischer Mönch geworden war. Sogar ein Mitglied des nationalen Christenrates, C. C. Nieh, ist in den Buddhismus zurückgefallen. Die jüngste buddhistische Bewegung fordert alle Religionen der Welt heraus und verspricht ihnen den Beweis, daß im Buddhismus ihrer aller Erfüllung gegeben sei. Und wenn Hans Driesch in einer Vorlesung als Austauschprofessor für Eucken in Japan sagen kann, das, was wir bei uns jetzt brauchten, sei der Buddhismus, so muß das doch sehr nachdenklich stimmen. „An der christlichen Universität in Schantung wurde lebhaft die Frage erörtert, warum der Buddhismus auf friedliche Weise in China heimisch geworden sei, während das Christentum dazu die Macht der fremden Regierungen gebraucht habe. Manchen Christen erweckt es auch Bedenken, daß Buddhistenkonferenzen in den letzten Jahren öfters Christen zu religiösen Auseinandersetzungen eingeladen haben, während das Umgekehrte nie der Fall gewesen sei und sie sähen darin ein Zeichen der Schwäche des Christentums [17])."

4. Um diese Krisis des missionierenden Christentums zu dem Ausmaß eines weltgeschichtlichen Augenblickes zu weiten, bedurfte es noch eines anderen Umstandes: des Zusammenfallens mit dem Zeitalter der Technik. Unser Planet beginnt klein zu werden. Der Mensch preßt ihn in seiner Hand zusammen. Die Völker rücken aneinander. Die Afrikaner sind uns heute näher als vor hundert Jahren die Kaukasier oder Pyrenäer. Mit wahrhaft dämonischer Beflügelung umkreisen die Ideen den Erdball und werden Gemeingut von Millionen.

Die führenden Völker der Heidenwelt sind in ihrem Erkenntnisdrang nicht mehr von den Sendboten der westlichen Christen abhängig. Sie sind imstande, sich alles selbst zu nehmen. Von der rapiden Zivilisierung des Erdballs in der Gegenwart machen wir uns keine genügende Vorstellung. Die geistige Umschichtung in der Völkerwelt ist ohne die Technik nicht denkbar. Die Reiseberichte aus dem Orient bezeugen übereinstimmend das Versinken des orientalischen Mittelalters. Das Zeitalter der Eisenbahnen wird in manchen Gegenden nahezu übersprungen. Das Automobil durchquert die Wüste. Die wilden Gebirgsmauern Innerasiens überspringt das Flugzeug. Telegraph und Radio tragen das menschliche Wort mit Gedankenschnelle über Meere. Presse und Buchläden gibt es an allen wichtigeren Plätzen. Die Missionsschulen haben das Lesen gelehrt und nun wird auch das kommunistische Manifest und das kapitalistische Börsenblatt gelesen. In allen Schichten und Bewegungen sind die Führer heute in der Lage, sich mit den Gedanken des Christentums selbständig auseinanderzusetzen, ja in den Heimatländern der Mission es an der Quelle zu studieren. Die Schleusen sind geöffnet. Auf neuen Wegen, in breiten Strömen ergießt sich die Ideenwelt des christlichen Kulturkreises über die Heidenwelt, unzensuriert von der Mission, neben ihr her und über sie weg. Die heidnischen Greuel, mit denen die Missionen den heroischsten Kampf jahrzehntelang kämpften, werden durch die Zivilisierung und Industrialisierung hinweg gefegt. So in Assante an der Goldküste. Zugleich strecken sich — nach Bezeugung desselben Berichts [18]) — aller Welt Hände nach den Assanteern aus: allen voran der Islam, dann Rom, die englische hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft, die Wesleyaner, alle möglichen amerikanischen modernen Sekten.

Und zugleich mit allem und hinter allem im Gefolge der europäischen Industrie und Wirtschaftsform die Dämonie des Mammonismus.

Welch ein Hexensabbath der Geister! Es hat das geradezu etwas vom Chaos an sich, das am Anfang oder — am Ende der Dinge ist.

Schwabendorf Paul Schütz

Noch einmal die Paradiesesgeschichte

Vgl. 1926 Nr. 17, 20, 21

Eine denkwürdige „Duplizität der Fälle", wie sie keineswegs bloß auf dem Gebiet der Medizin, so gar oft in die Erscheinung tritt. Zu Anfang dieses Jahres bewegte die Frage „Heeft de slang gesproken?" das ganze evangelische Holland, und ein Pfarrer mußte auf Synodalbeschluß aus dem Amte weichen, weil er nicht zu glauben vermochte, daß die Schlange im Paradiese wirklich gesprochen habe. Heute und in unserm Kreise stehn zwar solche Folgen nicht zu befürchten; aber der Streit zwischen Brunner und Köhler-Greßmann über dieselbe Geschichte, die vom Paradiese, wühlt doch wiederum die Tiefen des christlichen Glaubens, und sicherlich der Bibelauslegung, auf. Mein Recht, ja meine Pflicht, in diesem Streite ebenfalls das Wort zu ergreifen, begründe ich darauf, daß ich vor mehr als drei Jahren schon über diese Geschichte einen Aufsatz geschrieben habe — erschienen ist er endlich erst vor kurzem [1]) — in dem ich der Auffassung schier aller meiner Fachgenossen aufs entschiedenste entgegentrete, und weiter darauf, daß ich eine „heute maßgebende alttestamentliche Wissenschaft", wie Brunner (Sp. 994) sie in seinen beiden Gegnern meint vertreten zu sehen — daß ich eine solche anzuerkennen mich durchaus weigern muß. Auf dogmatische Fragen gedenke ich mich in keiner Weise einzulassen, auch Greßmann darin keinen Schritt weit zu folgen; als Exeget aber bin ich nach mehr als einem halben Jahrhundert der Arbeit und Mitarbeit immer noch der gleichen Meinung wie er

[15]) CW 1926 Nr. 15 S. 772. — Ferner Basler Missionsbericht 1926 S. 20.
[16]) Evangelisches Missions-Magazin 1926, S. 126 f.
[17]) Ebenda.
[18]) Jahresbericht der Basler Mission 1926 S. 51.
[1]) Oriental Studies dedicated to Paul Haupt, Leipzig, J. C. Hinrichs 1926, S. 19—30: „Der Vers Gen. 2, 25 in seiner Bedeutung für die Paradiesesgeschichte."

(Sp. 1050), daß unsere Aufgabe der Heiligen Schrift gegenüber genau dieselbe ist, wie bei jedem anderen menschlichen Schriftwerk, nämlich „die Gedanken herauszuarbeiten, die die Verfasser jeweils gedacht haben", also den Wortlaut womöglich so zu verstehn, wie der Verfasser von seinen ersten Lesern verstanden sein wollte. Das Ergebnis seiner Arbeit überläßt dann der Exeget dem Biblischen Theologen, dem Dogmatiker, dem Historiker, dem Religionshistoriker, und wer immer davon mag Nutzen ziehen können, zu freier Verwendung. Daß dieses Ergebnis freilich gegenüber demselben Wortlaut, bei gleichem, seiner wissenschaftlichen Tadellosigkeit vollbewußtem Verfahren, ein sehr verschiedenes sein kann, dafür bietet unsere Geschichte unter den Händen Greßmanns, der mit den meisten Fachgenossen Hand in Hand geht, und unter den meinen ein lehrreiches Beispiel. Doch hoffe ich beweisen zu können, daß diese herrliche Geschichte, vielleicht die tiefste und sinnreichste der ganzen Heiligen Schrift, zugleich in ihren Grundzügen die klarste ist, die man sich denken kann, wenn sich auch überall Ausblicke in Fernen eröffnen, für die man scharfe Umrißlinien nicht mehr erwarten darf.

1

Mit dem Schluß der Erzählung möchte ich einsetzen: vielleicht glückt es, dort gleich eine andere, der weiteren Betrachtung förderliche Stimmung zu gewinnen. Ihren Schluß bilden nach Greßmann Sp. 846 — ich sperre, worauf es mir ankommt — die Flüche; der Mensch muß weiter leben „in dieser von Gott verfluchten Welt" (Sp. 845); „das heutige Menschengeschlecht steht unter dem Fluch Gottes"; „sein Wissen ist mit Fluch und Strafe belastet" (Sp. 846). Es ist klar, daß hier die Strafsprüche über Weib und Mann in 3, 16—19 als Flüche, als deren Verfluchung also, bezeichnet und aufgefaßt werden, und diese verhängnisvolle Unachtsamkeit und Ungenauigkeit teilt Greßmann mit einer ganzen Reihe von Auslegern. Auch Brunner spricht (Kirchenblatt 29, S. 114, 115) von Fluch, von „unsrer, von Fluch und Tod belasteten Geschichte". Kann denn das Schriftwort noch deutlicher reden? Verflucht wird die Schlange (V. 14), wird der Ackerboden unter der Arbeit des Mannes (V. 17); verflucht wird der Brudermörder Kain (4, 11) und der Vaterschänder Kanaan (9, 25); aber doch nicht das erste Menschenpaar und in ihm das ganze Menschengeschlecht! Niemand weiß besser als Greßmann, daß mit dem göttlichen Fluche jede Verbindung des Gottes mit dem, den er getroffen, aufhört, während hier Gottes Fürsorge die Menschenkinder auch ferner geleitet, den gerechten Noah und das auserwählte Geschlecht der Erzväter aus ihnen erstehn läßt. Ist es nicht, als wenn der Erzähler solches Mißverständnis geahnt hätte und eigens darum in unmittelbarem Anschluß an die Strafsprüche (V. 21) berichtete, wie Gott in freundlicher Fürsorge für der Menschen Bedürfnis, unter Dahingabe des Lebens von ihm geschaffener Tiere, ihnen geeignete Kleidung schenkt? Hätte er, was so fehlt und dasteht, gebührend berücksichtigt, vielleicht hätte Greßmann dann dem Kulturstandpunkt des Menschen Gott gegenüber einen weniger gegensätzlich schroffen Ausdruck gegeben. Gott braucht bei dem Erzähler seinen Ratschluß nicht im ganzen Umfang zu enthüllen; er kann noch manches in petto behalten, was über den Wortlaut der Strafsprüche im Guten hinausgeht.

Und nun zum Kern der ganzen Geschichte: das ist Erkenntnis, Wissen, verkörpert in dem „Baume der Erkenntnis von Gut ud Böse", oder, wie ich gern noch zutreffender mit Greßmann (Sp. 843) sage: „des Wissens um Gut und Böse." Ja, was hier mit „Gut und Böse" gemeint ist, das ist die alte Streitfrage. Greßmann meint (Sp. 846) „dunkel eine ältere Stufe zu erkennen, auf der das ‚Wissen' genauer erklärt war. Heute" — er meint die uns überlieferte Gestalt der Paradiesesgeschichte — „ist es ausschließlich sexuell bestimmt: Wissen heißt Kinderzeugen, d. h. Menschen schaffen. Einst bezog es sich wohl auch auf den Ackerbau: Wissen heißt säen und ernten, d. h. Pflanzen schaffen." Was in einer älteren Gestalt der Überlieferung gemeint oder gesagt war, geht uns hier gar nichts an, es sei denn, daß der Exeget, der das vermutet, den Wortlaut danach glaubt ändern zu dürfen. Das will Greßmann augenscheinlich nicht; dann aber muß er annehmen, daß unser letzter Erzähler absichtlich jene Beziehung ausgeschaltet, daß er ganz genau gewußt hat, was er tat, als er in seiner Darstellung, wie Greßmann feststellt, das Wissen ausschließlich sexuell bestimmte. Und hier scheint sein Widersacher Brunner mit ihm einig zu sein, wenn er (Kbl. S. 114 B) redet „vom Fluche, der über dem Geschlechtlichen lastet", und weiter sagt, „den ersten Menschen sei, nach der Erzählung, das Geschlechtliche kein ‚Problem' gewesen, ja sie hätten es gar nicht gesehen." Ich muß aufs entschiedenste bestreiten, daß bei dem „Wissen" der Paradiesesgeschichte das Geschlechtliche überhaupt in Frage kommt. Die Erzählung sagt davon nicht ein Sterbenswörtchen, aber fast alle Ausleger lesen zwischen den Zeilen, daß das Essen vom Baume der Erkenntnis dem ersten Paare Aufklärung über das „Geschlechtsgeheimnis", d. h. über die Bestimmung des Geschlechtsunterschiedes gegeben, und daß es demzufolge nun den ehelichen Verkehr eröffnet habe, und zwar vor der Begegnung mit Gott in V. 8 ff. Aber zu dem, was man so voraussetzt, gehören doch keine Schurze von Feigenblättern, und doch besteht in deren Anfertigung das einzige Handeln der Beiden, von dem uns der Erzähler dort (3, 7) berichtet, und zwar in lückenlosem Zusammenhang mit der Wirkung der Frucht des Baumes. Ganz unmöglich ist es, zwischen 3, 6 und 3, 7, oder auch zwischen 3, 6 a und 6 b, irgendetwas in Gedanken einzuschieben. Zudem ist das Alte Testament nicht zu prüde, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen: was der Erzähler uns in 4, 1 sagt, konnte er ebensogut hier berichten. Der alttestamentliche Israelit denkt gar nicht daran, daß Gott das Weib ohne den Zweck des Empfangens und Gebärens könnte geschaffen haben — nur die Schmerzen bei der Geburt gehören zur Strafe des Weibes nach dem Sündenfall — von einem „unheimlichen Rätsel der Geschlechtlichkeit" (Brunner, Kbl. S. 114 B) weiß er nichts; daß auf dem Geschlechtlichen als solchem ein Fluch liege, ist ihm niemals in den Sinn gekommen. Das alles wird vielmehr von Brunner aus einer modernen pessimistischen, fast dualistischen Anschauung eingetragen.

So gehört, was man hinter dem Sündenfall sucht, der erste eheliche Verkehr des jungen Paares, vielmehr ganz in den Anfang, gleich hinter die Erschaffung des Weibes, und ergänzt sich dort nach der Meinung des Erzählers ganz selbstverständlich. Denn nie ist eine Ehe gültiger und mit volleren Rechten geschlossen worden als die im Paradiese, wo Gott selber dem Manne sein neuerschaffenes Weib zuführt (2, 22); kein Epithalamium gibt dem Jubel und dem Verlangen des jungen Gatten helleren Ausdruck als die Begrüßung, mit der der Beglückte seine ihm wiedergeschenkte Rippe empfängt: „Die ist doch endlich Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein; die muß man Männin heißen, denn von ihrem Manne[2]) ist die genommen" (V. 23). Der sinnende Ausblick in alle Zukunft, den der Erzähler selbst darauf folgen läßt: „Darum verläßt ein Mann seinen Vater und seine Mutter und hängt an seinem Weibe, so daß sie zu einem Leibe[3]) werden" (V. 24) hat doch auch sein Recht und seinen vollen Sinn erst dann, wenn er sagen will und

[2]) So nach dem Samaritaner, der griechischen Septuaginta und dem Targum, unzweifelhaft richtig; der hebräische Text hat „von einem Manne". Was Luther schön mit „Männin" übersetzt, ist bekanntlich das hebräische Wort für „Weib", die weibliche Form des Wortes für „Mann".

[3]) Wörtlich „Fleische".

kann, daß jede folgende Ehe wiederholen wird, was soeben zum ersten Male ins Wesen getreten ist. Und endlich: „der Mensch und sein Weib", so bezeichnet V. 25 das junge Paar; auch das setzt voraus, daß sie dies jetzt im vollen Sinne geworden ist. Aber nun ergänze ich ja, was nicht dasteht, und lese dasselbe hinter 2, 23 zwischen den Zeilen, was ich zwischen 3, 6 und 7 so entschieden abgelehnt habe. Der Fall liegt eben ganz anders. Dort sucht man in dem Verschwiegenen das Entscheidende, die Wirkung des Essens von dem verbotenen Baume; hier würde es sich um Selbstverständliches handeln, das für Fortschritt und Entwicklung der Handlung ganz gleichgültig ist, darum auch vom Erzähler übergangen werden durfte. Man mag es annehmen oder nicht; es kommt gar nichts darauf an. Nur glaube ich, daß eine unwillkürliche und immer wieder aufgeworfene Frage in dem vorgetragenen Verständnis des Abschnittes ihre natürlichste und — keuscheste Beantwortung findet. Jedenfalls ist „das unheimliche Rätsel der Geschlechtlichkeit", „der Fluch, der über dem Geschlechtlichen lastet", weder alttestamentlich noch neutestamentlich, weder israelitisch noch christlich, nicht evangelisch, eher gut katholisch, und man dürfte, meine ich, froh sein, den biblischen Wortlaut dessen entlastet zu sehen.

Aber freilich, nach Greßmanns wie nach Brunners Überzeugung ist dieses Verständnis ganz unmöglich; denn — um Brunners Fassung (S. 114) dafür anzurufen — „den ersten Menschen war, nach der Erzählung, das Geschlechtliche kein ‚Problem', ja sie sahen es gar nicht". Ohne jeden Zweifel meint er damit dasselbe wie Gunkel in seiner Auslegung der Genesis, wenn er feststellt, daß den ersten Menschen in Gen. 2, 25 das Wissen um den Unterschied der Geschlechter noch fehle. Eine ganz unbegreifliche Behauptung, nachdem in V. 23 der Mann in seinem Ausruf den Begriff des weiblichen Geschlechts mit seinem dreimaligen „die" und den Namen des Weibes im Unterschied vom Manne mit seinem „Männin" geradezu geschaffen hat. Und, was er danach mit Sicherheit gesehen hat, das wird auch den Augen des Weibes nicht verborgen geblieben sein. Aber das Gegenteil liest man aus V. 25 heraus. Das ist der Vers, auf den meine zu Eingang erwähnte Abhandlung sich aufbaut; sehen wir nun zu, was er uns zu sagen hat.

„Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und (oder ‚aber') sie schämten sich nicht vor einander." [4]) Augenscheinlich fehlt dem ersten Menschenpaare noch, was der heutige, der normale Mensch hat, die gegenseitige Scham; man nennts die geschlechtliche Scham oder „das mit dem Geschlechtlichen verbundene Schamgefühl" (Brunner S. 114 A); also fehlt ihm das Wissen um den Unterschied der Geschlechter oder, wie Andere sich etwas vorsichtiger fassen, um das Geschlechtsgeheimnis. Aber die Scham, die hier noch fehlt, schuldet nicht nur der Mann dem Weibe und das Weib dem Manne; sondern Mann und Weib als Erwachsene müssen sich auch vor ihren Geschlechtsgenossen schamhaft verhüllen, und wie streng unser Erzähler in diesem Punkte denkt, zeigt sich gerade darin, daß er solche wechselseitige Scham selbst von Mann und Weib in der Ehe verlangt. Sie ist mit „geschlechtliche Scham" falsch bezeichnet; denn sie gilt keineswegs nur dem Geschlechtsteil, und nicht diesem als solchem, sondern der ganzen Lendengegend, das Gesäß eingeschlossen, und ihren Grund bilden die unreinen Entleerungen des Körpers, die diesen Organen obliegen, und nicht die geschlechtliche Tätigkeit. Oder was hat es mit der geschlechtlichen Tätigkeit zu tun und mit der Scheu vor dem andren Geschlecht, daß die Priester Beinkleider tragen sollen, wenn sie die Stufen zu Jahwes Altar hinansteigen (Ex. 20, 26)? Von den Hüften bis zu den Schenkeln sollen sie reichen, so wird Ex. 28, 42 ausdrücklich bestimmt. Auch die Schurze von Gen. 3, 7 werden dem gerecht, und die Röcke oder Hemden aus Gottes Hand in V. 21. Es bedarf darüber keines Wortes weiter; sobald es einmal gesagt ist, muß jeder Vernünftige dem zustimmen, selbst heute noch, wo gerade in dieser Beziehung die Anschauungen sich so weit von denen unsres Erzählers entfernt haben [5]).

Sobald das aber erkannt ist, ist jeder Zweifel, um was für ein Wissen es sich in der Paradiesesgeschichte handle, völlig ausgeschlossen. Als erwachsener Mensch vor andren Menschen nackt zu gehn, ist unanständig, unsittlich, böse; das Bewußtsein davon äußert sich unwillkürlich und notwendig in der Scham, und diese treibt dazu, die erkannte sittliche Verfehlung durch Verhüllen zu beseitigen. Wem dieses Bewußtsein fehlt, so daß er harmlos vor seinem Mitmenschen nackt geht, der beweist damit, daß ihm das Wissen um sittlich Gut und Böse abgeht [6]). Daß es so um das erste Menschenpaar bestellt war, ehe es von dem verbotenen Baume gegessen, das wollte und mußte der Erzähler herausstellen: es ist ein Meisterstück, daß er dafür das Nacktgehen wählt, sofern ihm eine Wahl blieb. Denn das allein bot sich dar ohne jedes Handeln; auch war hier die sittliche Pflicht erst soeben entstanden, mit der Erschaffung und Zuführung des Weibes, während der Mensch vor sich selber sich nicht zu verhüllen brauchte.

Die Probe auf die Richtigkeit unserer Auffassung liefert 3, 6 und 7. Weib und Mann haben von der Frucht des Baumes des Wissens um Gut und Böse gegessen: was ist die Wirkung? „Da taten sich Beider Augen auf, und sie wurden sich bewußt, daß sie nackend waren, und sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze." „Da schämten sie sich vor einander" ergänzt sich vor dem Anfertigen der Schurze dem Sinne nach von selbst. Die Binde, die in 2, 25 noch vor ihren Augen lag, ist durch das Essen von dem Zauberbaum von ihnen genommen; sie sehen, daß sie in sittlich unzulässiger, verwerflicher Verfassung sind, und schreiten zum ersten sittlichen Handeln, sich zu verhüllen. Es bleibt nicht bei dieser ersten Erkenntnis: der Baum hat ihnen mit dem Wissen um sittlich Gut und sittlich Böse das Gewissen gegeben, und das macht sich als böses Gewissen in dem Sichverstecken vor Gott, in der lügenhaften Ausrede, in dem lieblosen Weiterschieben der Schuld nur gar zu sehr geltend [7]). Aber daß sie das Wissen als solches erlangt hätten, „die höchste Wissenschaft", wie Greßmann (Sp. 846) voraussetzt und weitgehende Folgerungen daraus ableitet; „was wir Kultur zu nennen pflegen", wie Wellhausen; „die Einsicht, die Vernunft", wie Gunkel das Gemeinte zusammenfaßt: davon bietet der Erzähler doch auch nicht die leiseste Spur. Klingt es nicht, als wenn er solches Mißverständnis im voraus geahnt hätte, wenn er die Menschenkinder dem erkannten Schaden durch Schurze aus Feigenblättern abhelfen läßt, die zwischen ihren Lappen den Blick offen lassen, die in wenigen Stunden an der Sonne welken und abfallen werden, und wenn

[4]) Das „vor einander" fehlt bei Luther und in den alten Übersetzungen, ist aber im hebräischen Wortlaut ganz unmißverständlich ausgedrückt und für den rechten Sinn unentbehrlich.

[5]) Ich übergehe weitere Beweise dafür aus dem Alten Testament, die meine zu Eingang angeführte Abhandlung beibringt. Neu sei hervorgehoben, daß auch im Lateinischen, wie jedes größere Wörterbuch durch Beweisstellen zeigen wird, pudenda und partes obscoenae das Gesäß einschließen.

[6]) Wenn Greßmann (in der Zeitschrift für die Alttest. Wissensch. 1926 S. 284) gegen meine Auffassung von „Gut und Böse" einwendet, „daß das Erkennen von ‚gut und böse' gleichbedeutend ist mit dem Erkennen von ‚rechts und links'", so kann er nur die einzige Stelle Jon. 4, 11 meinen. Aber auch dort ist das „Nichtbescheidwissen zwischen rechts und links" sittlich zu fassen, nur daß nicht von Erwachsenen, sondern von unmündigen Kindern die Rede ist. Wäre es anders, so wäre die Wendung eben nicht gleichbedeutend mit der unsren gebraucht.

[7]) Wieder wendet Greßmann a. a. O. ein, „daß das Alte Testament den Begriff des Gewissens nicht kennt, überhaupt kein Wort für ‚Gewissen' hat". Die Sache kennt das Alte Testament sehr wohl an hunderten von Stellen; ob ich ihr hier einen deutschen Namen gebe, ist für die Auslegung der Stelle ganz gleichgültig.

dann Gott (V. 21) mit besseren Hüllen ihnen zu Hilfe kommen muß? Es ist vollkommen klar, wie dem Erzähler daran liegt, die schmerzliche Enttäuschung zu Tage treten zu lassen, die das erste Paar nach seinem kühnen Schritt erleidet, die tiefe Tragik, daß das Menschengeschlecht nun zwar die Erkenntnis von sittlich Gut und Böse erlangt hat und damit schwere Verpflichtungen und das Sehnen und Streben nach den höchsten Zielen, aber ohne die Gaben und Kräfte, die ihr Erreichen zu sichern vermöchten. In älteren Vorstufen der Erzählung mit Greßmann (Sp. 846) einen zuversichtlicheren Ton zu suchen, den Triumph über die „Prometheustat", ist so unangebracht wie möglich.

2

Aber wie verträgt sich das damit, daß sie Gott gleich geworden sind, wie das Greßmann nachdrücklich feststellt und festhält (Sp. 846 zweimal mit diesen Worten, wie im ganzen Zusammenhang)? Wer hat ihnen das zugesagt? Die Schlange (3, 5). Dann muß es gelogen sein; denn die Schlange kann nur lügen. Wieder muß ich hier der Auslegung Greßmanns aufs entschiedenste widersprechen. Er nennt die Schlange „den Widersacher Gottes" (Sp. 844, 845) und sagt von ihr (Sp. 845 f.): „Woher die Schlange kommt und was sie bedeutet, sagt die Erzählung nicht oder wenigstens nicht mehr. Die Schlange ist aber sachlich jedenfalls als Satan gedacht. Die Erzählung ist also dualistisch, d. h. sie kennt zwei Prinzipien, ein göttliches und ein widergöttliches."

Von alledem gilt meines Einsehens das gerade Gegenteil. Wenn der Erzähler 3, 1 sagt „Die Schlange aber war das schlauste [8]) von allen Tieren des Feldes (Landtieren), die Gott der Herr gemacht hatte", so ist doch schlechterdings nicht abzusehen, wie er deutlicher hätte Bescheid geben können, woher die Schlange kommt: als Geschöpf nämlich aus Gottes Hand, der in 2, 19 „alle Landtiere und alle Vögel des Himmels" gebildet hat. Und das bestätigt 3, 14, wo sie verflucht wird „unter allem Vieh und unter allen Tieren des Feldes" und verurteilt wird, auf dem Bauche zu kriechen und Erde zu fressen, und mit dem Menschengeschlecht sich gegenseitig nach dem Leben zu trachten. Das alles hat doch kein Mythos jemals vom Satan oder einem Dämonen ausgesagt, wohl aber zeichnet es das Tier, die Schlange, wie sie leibt und lebt, bis auf den heutigen Tag [9]). Daran, daß hier das natürliche Tier, das Reptil der Naturgeschichte, gemeint ist, kann alles religionsvergleichende Wissen um den Glauben an Dämonen in Schlangengestalt, wie er uns so häufig begegnet, nicht das Geringste ändern.

Wieder sieht es fast aus, als wenn der Erzähler das immer wieder sich aufdrängende Mißverständnis, als müsse hier ein dämonisches Geisteswesen gemeint sein oder doch in dem Tiere Wohnung genommen haben [10]), von vornherein so entschieden wie möglich hätte ablehnen wollen. Setzen wir das Äußerste, die — meines Erachtens recht fernliegende — Möglichkeit, daß eine ältere Sündenfallsgeschichte, die die Verführung durch eine dämonische Macht berichtet hätte, ihm wäre bekannt gewesen, so ist die Annahme unabweislich, daß der Erzähler sich dagegen hat wehren, daß er den „Widersacher Gottes", jede dualistische Betrachtungsweise, ausdrücklich hat ablehnen wollen.

Wie läßt sich dann aber das Auftreten der Schlange, was sie weiß, will und sagt, nach des Erzählers Meinung begreifen? Genau so wie die Rolle des Reineke Fuchs in unsrem Tierepos, und neben ihm die Braun des Bären, Isegrim des Wolfs, Bellin des Widders, und wie sie alle heißen. Für den unverbildeten, mit der Natur aufgewachsenen Menschen — es braucht durchaus kein „Primitiver" zu sein — hat jedes Tier seine bestimmte, scharf ausgeprägte, jedem Einzelwesen der Gattung eignende Gemüts- und Geistesart. Sprechen können sie alle; es fragt sich nur, ob man ihre Sprache versteht, und das hat der Mensch im Paradiese gekonnt [11]). Die Schlange ist klug und boshaft zugleich. Klug, weil sie das Geheimnis weiß, tödliches Gift zu bereiten, boshaft, weil sie es in hinterlistigem Angriff zum Verderben des Menschen verwendet. Dazu muß die Anlage, obgleich erst durch das Gericht nach dem Sündenfall zum Gipfel gesteigert, von Anbeginn in ihr gesteckt haben. So und nicht anders ist sie einfach aus Gottes Händen hervorgegangen, als er, wie spielend, Tier um Tier in unabsehbaren Mengen, jedes in seiner Art, „bildete" (2, 19). Daß sie dabei unter allen das größte Maß von Klugheit mitbekommen hat, wird in 3, 1 ausdrücklich festgestellt; darum kennt sie den Baum und seine Tugend, weiß sie von Gottes Ratschlüssen. Aber von ihrer Bosheit braucht nichts im voraus gesagt zu werden, weil sie aus ihrem Verfahren dem Menschen gegenüber (3, 1 b—5) einem Jeden in die Augen springt. Wie ist es nur möglich, daß Greßmann (Sp. 844 unten) die Schlange „die Freundin des Wissens und darum auch des Menschen" nennen kann, während ihre Feindschaft gegen ihn, voll begreiflich aus dem Neide auf seine Bevorzugung, aus jedem ihrer Worte spricht? Sie ist keineswegs dualistischer „Widersacher Gottes", sondern des Menschen; Gottes nur mittelbar, insofern sie ihm die Freude an seinem Erstlingsgeschöpf verdirbt.

Meisterhaft ist herausgearbeitet, wie sich die Klugheit mit der Bosheit in ihrem Vorgehen zusammenschließt. Sie wendet sich nicht an den Mann, nicht an Beide, sondern an das Weib allein, als die weichere, sinnlichere, unverständigere Persönlichkeit — alles dies nach althebräischer Anschauung unbedingt zutreffend — und zugleich die, die nur aus zweiter Hand von der Gott gegenüber eingegangenen Verpflichtung weiß. Auch ihr gegenüber geht die Schlange nicht unmittelbar auf ihr Ziel los, sondern tut, als wenn sie von gar nichts wüßte, und richtet eine ganz alberne Frage an sie, die nur bestimmt ist das Weib zum Reden zu bringen und sich mit seinem überlegenen Wissen brüsten zu lassen: „Sollte Gott wirklich geboten haben, ihr dürftet von keinem Baume des Gartens essen?" Das Weib ist stolz, Gott gegen solches Gerede verteidigen zu können: „Wohl dürfen wir von den Bäumen des Gartens essen; ‚nur von dem Baum, der in der Mitte des Gartens steht', hat Gott gesagt, ‚von dem dürft ihr nicht essen, ja nicht daran rühren, damit ihr nicht sterbet' [12])." Nun hat die Schlange gewonnen Spiel: sie kann Gott zum Lügner machen. Das erste Paar hat den Baum nach Gottes Androhung in 2, 17 einfach für einen Giftbaum gehalten; nun erfährt das Weib von der Schlange, daß das Essen von seiner Frucht keineswegs den Tod zur Folge hat, daß die Menschen vielmehr dadurch Gottgleichheit erlangen werden, und daß Gott, der das

[8]) So richtig auch die griechische Übersetzung, während Hieronymus und Luther den Komparativ setzen, „listiger als", wodurch eine schwache Möglichkeit entsteht, die Schlange aus den „Tieren des Feldes" herauszuheben, die dann durch 3, 14 doch wieder hinfällig wird.

[9]) Daß die Schlange sich von Erde nähre, ist weitverbreiteter Volksglaube.

[10]) So schon Weisheit Salomonis 2, 23 f., Henoch 31, 3 ff., Offenb. Joh. 12, 9, während Paulus 2. Kor. 11, 3 schlichtweg bei der Schlange bleibt.

[11]) Daß es heute kluge Leute gibt, die allen Ernstes sich mit der Aufgabe befassen, die Sprache der Affen verstehen zu lernen, will immerhin beachtet sein. Im ganzen haben wir Kulturmenschen wohl mehr als billig uns gewöhnt, von den Geistesgaben der Tiere gering zu denken.

[12]) Ob der Zusatz von dem Nichtanrühren gegenüber Jahwes Verbot an den Mann in 2, 16 f. auf besonderer Einschärfung des Mannes beruht oder aus dem Gewissen des Weibes stammt, können wir nicht feststellen; jedenfalls bedeutet er eine besonders feine Schattierung. Nach 3, 3 wird man in 2, 17 an Stelle von „Aber von dem Baum des Wissens um Gut und Böse" einsetzen müssen „Aber von dem Baum, der in der Mitte des Gartens steht"; denn was der Baum für eine Wirkung hat, wie der Name das ausspricht, dürfen die Menschen nicht im voraus wissen, sondern das Weib muß es erst von der Schlange erfahren. Will man diese Änderung nicht vollziehen, so muß man eine Nachlässigkeit des Erzählers annehmen, was doch nach 3, 3 nicht leicht ist.

sehr wohl weiß, deshalb aus Furcht und Neid ihnen diesen Baum verboten hat.

Die Schlange hat zwar die reine Wahrheit gesagt: daß durch das Essen von dem Baume sich ihre Augen zum Wissen um Gut und Böse auftun werden; und auch, daß Gott dieses Wissen ebenfalls besitzt und sie daher darin Gleichsein mit ihm erlangen werden, ist unbestreitbar wahr. Aber verhängnisvoll zweideutig ist, was die Schlange dem Weibe sagt: es soll mißverstanden werden und wird mißverstanden zum Verderben der Menschen. Sind doch die zweideutigen Lügen immer die gefährlichsten. Was „Gut und Böse" bei diesem Baume bedeutet, haben wir aus dem Vergleich von 2, 25 und 3, 7 mit Sicherheit ersehen: sittlich Gut und Böse und nichts weiter. Es kann aber auch — und im Hebräischen weit leichter als im Deutschen — bedeuten, was Wellhausen ausdrückt: „eine Zusammenfassung der Dinge nach ihren polaren Eigenschaften, wonach sie den Menschen interessieren, ihm nützen oder schaden", „was wir Kultur zu nennen pflegen", d. h. alles Wissenswerte, alles Wissen und Können. Und wird es so verstanden, dann bedeutet das in der Rede der Schlange vorhergehende „und ihr werdet sein wie Gott" volle Gottgleichheit, Ebenbürtigkeit mit und Unabhängigkeit von ihm.

So steigern sich hier in der Tat bei der Schlange Schlauheit und Bosheit zum höchsten Gipfel. Wir begreifen es daher, daß das Weib Namen und Wirkung des Baums, und dahinter die Absichten des Gottes, der sie geschaffen hat und hütet, verhängnisvoll mißversteht; daß sie von der Frucht nimmt und ißt und ihren Mann, wie es nach V. 6 und V. 12 scheint, in bloßer gedankenloser Verliebtheit, auch dazu verführt: wir haben gesehen, mit welchen Folgen. Aber daß auch heutige Ausleger der Schlange Glauben schenken können, in ihr die Freundin des Menschen erkennen, ihn alles Wissen und Gottgleichheit aus der Frucht des Baumes, und damit aus seinem Ungehorsam, können schöpfen lassen — so, statt aller Anderen, Greßmann Sp. 844 ff. — das ist doch wohl nur daraus zu erklären, daß sie ihre eigenen Gedanken mitbringen und den biblischen Wortlaut, trotz seines deutlichen und immer wiederholten Einspruchs, zwingen, sich ihnen zu fügen: natürlich ihrerseits unbewußt, mit dem besten Gewissen und dem Bewußtsein untadeligen wissenschaftlichen Verfahrens.

Aber gegen ein so scharfes Urteil wird Greßmann entschiedenen Einspruch erheben, und mit Recht würde er sich beklagen, wenn ich übergehen wollte, was er Sp. 846 (Z. 6 ff.) stark betont: „Mit Hilfe der satanischen Schlange hat er (der Mensch) das Wissen erworben, das ihm Gott vorenthalten wollte, und ist dadurch Gott gleich geworden, wie Gott selbst bestätigt[13])." Natürlich meint er damit, ohne ihn zu bezeichnen, den Vers 3, 22: „Und Jahwe sprach: Fürwahr, der Mensch ist geworden wie Unsereiner (Unsereinem gleich), indem er um Gutes und Böses weiß; nun aber, daß er nicht etwa seine Hand ausstrecke und nehme auch von dem Baume des Lebens und esse, und dann auf ewig lebe!" Da nimmt freilich Gott der Schlange das Wort (V. 5) aus dem Munde, und es sieht aus, als wenn dem Menschen nun zur völligen Gottgleichheit nichts mehr fehlte als die Unsterblichkeit. Immerhin beachte man das merkwürdige, nur hier vorkommende „Unsereins, Unsereiner" — buchstäbliche Wiedergabe des Hebräischen: ein vorsichtiger Ausdruck, und man darf wohl mit Gewißheit sagen, daß der Verfasser ein „wie ich" nicht gewagt haben würde. Der Mensch ist nicht Gott gleich geworden, sondern einem Gotte, einem Wesen höherer, göttlicher Stufe. Dennoch ist die Wiederholung des von der Schlange gewählten Ausdrucks „Werden wie" höchst auffällig; es muß darin geradezu beabsichtigte Ironie gesucht werden: der Mensch hat ja nun seinen Willen, das Gottgleichsein — soweit es das Wissen um Gut und Böse angeht[14]). Kann es doch nur so gemeint sein, wie es im Munde der Schlange wahr war, nicht, wie es vom Weibe mißverstanden werden sollte und mißverstanden ist. Denn in diesem Sinne ist es durch den Erfolg in 3, 7 handgreiflich widerlegt.

So verstanden kann auch ich mich mit dem Verse abfinden. Freilich glaube ich schon vor 43 Jahren bewiesen zu haben, daß der Vers 3, 22 ein späterer Einschub ist[15]), samt Vers 24 und dem Baum des Lebens in 2, 9, schon, weil nach 3, 3 nur ein Baum in der Mitte des Gartens steht. Ich durfte davon nicht schweigen; aber ich will es hier nicht verfolgen, die weiteren Gründe dafür nicht anführen, weil für uns nichts darauf ankommt und wir es auch ruhig hinnehmen dürfen, wenn etwa der Verfasser selbst eine Unfolgerichtigkeit begangen hätte[16]).

3

Wie ist es nun zu erklären, daß der Erzähler dem Tiere eine so wichtige, ja entscheidende Rolle zuteilt; daß die Schlange sich zwischen Gott und sein erstes und liebstes Geschöpf, den Menschen, eindrängen und das Vertrauen und die Freundschaft zwischen ihnen ruchlos zerstören darf? Man hat die Paradiesesgeschichte einen ätiologischen Mythus genannt, d. h. einen Mythus, der die Ursachen für bestehende Erscheinungen und Verhältnisse aufdecken will. Brunner (Kirchenblatt 29, S. 113, 114) hat Köhler gegenüber dagegen mancherlei einzuwenden; Greßmann (Sp. 845) spricht lieber von einer Sage; ich habe mich schon 1883 (S. 79 f.) gegen die Auffassung als Mythus gewendet und die Geschichte als ein Theologumenon der jahwistischen Schule und mit Th. Nöldeke als eine „freie, auf tiefer Reflexion beruhende Schöpfung des Erzählers" bezeichnet. Aber das Ätiologische bleibt ihr, wird auch selbst von Brunner nicht bestritten. Die letzte Frage, von der alles ausgeht, lautet: Wie ist das Übel in die Welt gekommen? Arbeit und Schmerz, Krankheit und Tod, alles, was die Menschheit peinigt und drückt? Die Antwort lautet: Durch die Sünde des Menschen, als wohlverdiente Strafe dafür; und da das Übel schon solange besteht wie die Menschheit selbst, so muß schon der erste Mensch diese Schuld auf sich geladen haben. Sünde aber ist nichts anderes als Ungehorsam gegen Gott. Aber wie hat der Mensch darauf verfallen können? Ist die Sünde aus seinem eigenen Innern aufgestiegen, so hat sie in ihm geschlummert, so ist sie ihm anerschaffen, und die Schuld fällt auf den Schöpfer zurück. Es gilt also einen Antrieb von außen zu finden, den archimedischen Punkt gleichsam, von dem aus das dem Menschen von Gott zugedachte selige Geschick aus den Angeln konnte gehoben werden.

Hätte der Erzähler eine dualistische Weltanschauung vertreten können, wie Greßmann ihm die zuschreibt (Sp. 846), so hätte er niemand anders als den Träger des „widergöttlichen Prinzips", den Satan, wie man ihn später nannte, als Verführer des Menschen eingeführt. Aber ihm ist Jahwe der Schöpfer von Himmel und Erde, der ganzen Welt und aller Wesen, die sie in sich schließt; darum kennt er neben ihm keine selbständigen Geisterwesen. Hätte er aber den Menschen überragende Wesen von Gott erschaffen und eines von ihnen den Menschen verführen lassen,

[13]) Von mir gesperrt.

[14]) So schon Chrysostomus.

[15]) Die biblische Urgeschichte, 1883, S. 55 ff.

[16]) Welche Not das Verhältnis von 3, 22 zum übrigen Kapitel macht, mag man auch daraus ersehen, daß Hans Duhm, Der Verkehr Gottes mit den Menschen im A. T., 1926, S. 20, in ihm die Meinung des Jahwisten sehen will, während „der Bearbeiter seiner Erzählung (V. 1—15, 17—19, 23) sich darin zurückhalte". Das heißt denn freilich die Dinge auf den Kopf stellen und alles verwirren. — Von den ungezählten, immer neuen Versuchen, die Paradiesesgeschichte in mehrere, ganz verschiedene Erzählungen aufzulösen, kann ich hier völlig absehen; der geschlossene Zusammenhang, der sich uns herausgestellt hat, wird sie stillschweigend widerlegen.

so fiel wieder der Ursprung des Bösen und die Schuld daran auf den Schöpfer zurück, und es türmte sich die neue Aufgabe, den Sündenfall jenes Geisterwesens zu erklären, wie dafür später die Lehre vom Sturz der Engel eintrat. In dieser Not griff der Erzähler auf eine Stufe unter dem Menschen, auf ein Naturwesen ohne sittliche Verantwortung, ein Tier giftig in jedem Sinne, kraft seiner Eigenart. Sicherlich ein genialer Griff, ob auch immer noch ein ungelöster Rest bleibt, wie das bei einer Aufgabe, die über die Grenzen der Menschheit hinaus reicht, sich ganz von selbst versteht. Unerschüttert bleibt, was der tiefen Geschichte zu Grunde liegt: das Schuldbewußtsein des Menschen und sein Wissen um die unverdiente Gnade Gottes, die ihn trotz seines Falles auch ferner noch umgibt, hütet und zu sich zieht.

Diese göttliche Gnade überläßt uns der Erzähler aus der Fortsetzung, schon von 3, 21 an, zu erschließen; nicht die leiseste Andeutung gibt er uns, wie er sich Gottes Ratschluß mit dem Menschen dachte, wenn das erste Paar die Prüfung siegreich bestanden, den Angriff der Schlange abgewiesen, den Gehorsam gegen Gottes Verbot gewahrt hätte. Es ist doch gar nicht denkbar, daß der Mensch auch dann auf der kindlich unfertigen Stufe des Nichtwissens um Gut und Böse wäre stehen geblieben; eben der Sieg über die Schlange hätte ihm ja das Bewußtsein des Guten eintragen müssen, und, was er abgewehrt, das Wissen um das Böse. Nur sinnbildlich hätte das dadurch ergänzt werden mögen, daß ihm Gott nun den Genuß von den Früchten des Baumes gestattet oder geboten hätte. Und unsterblich wäre er dann auch geworden, oder vielmehr geblieben, ohne erst von einem Baume des Lebens zu essen. Denn er lebt ja durch den Odem Gottes, den dieser ihm eingeblasen (2, 7), und der ist unsterblich, so daß der Mensch solange lebt, als es Gott gefällt, seinen Odem in ihm weilen zu lassen. — Das sind Nachgedanken — nur einige wenige von den vielen, die sich von selbst auftun — Sicherheit läßt sich dafür nicht geben, aber sie reichen doch wohl vollkommen aus, dem wenig schmeichelhaften Bilde entgegenzutreten, das Greßmann (vgl. besonders Sp. 843, 844) von der Fürsorge Gottes für sein Geschöpf und der nur angeblichen Seligkeit des Paradieses meint entwerfen zu dürfen. Wer die Kulturseligkeit vertreten will — die Kehrseite sollte doch dabei auch nicht übersehen werden, heute am allerwenigsten — dem bleibt das selbstverständlich unbenommen; aber auf die Paradiesesgeschichte darf er sich dafür nicht berufen, ohne, was sie berichtet und lehrt, in sein Gegenteil zu verkehren.

Auch auf der anderen Seite, bei Brunner, dürfte, was ich zu bieten hatte, nicht eben willkommen sein. Aber das darf ich mit Ruhe abwarten. Meine Absicht war einzig und allein, dem heiligen Texte sein Recht zu geben: möchte mir das, wenigstens in den Hauptzügen, gelungen sein!

Marburg Karl Budde

Zehn Jahre Prohibitionismus in Norwegen

1

Am 18. Oktober hat in Norwegen eine bedeutungsvolle Volksabstimmung über das nun seit zehn Jahren bestehende Alkoholverbot stattgefunden. Das Ergebnis zeigt einen auffallenden Umschwung gegenüber der Volksabstimmung von 1919. Damals stimmten (in abgerundeten Zahlen) 490 000 für Aufrechterhaltung des Verbotes und nur 305 000 dagegen, also eine Mehrheit von 185 000 von 750 000 abgegebenen Stimmen (bei 1 200 000 Stimmberechtigten). Jetzt haben 530 000 für Aufhebung, und nur 421 000 für Beibehaltung des Verbotes gestimmt, also eine Mehrheit von 109 000 von 950 000 abgegebenen Stimmen (bei 1 470 000 Stimmberechtigten). Das bedeutet eine Verschiebung um fast 300 000 Stimmen (bei 900 000 abgegebenen Stimmen!) zu Ungunsten des Verbotes. Dabei ist noch zu beachten, daß es sich 1919 um einen Volksentscheid über das damals bestehende Verbot von Branntwein und heißen Weinen, diesmal nur von Branntwein handelte, nachdem das Heißweinverbot 1923 infolge des Handelskrieges mit Spanien und Portugal hat aufgehoben werden müssen.

Wie ist es zu diesem bemerkenswerten Umschwung der öffentlichen Meinung gekommen?

Es sei gleich betont, daß es sich nicht um eine Änderung in der grundsätzlichen Einstellung des norwegischen Volkes zur Mäßigkeitsfrage an sich handelt. Die Mehrheit der Norweger ist nach wie vor für eine energische Bekämpfung des Alkohols. Diese Mehrheit reicht noch heute weit in die Reihen der Verbots-Gegner hinein. Die Enthaltsamkeitsbewegung hat seit langem im norwegischen Volke so tiefe Wurzeln geschlagen und spielt im innerpolitischen Parteigetriebe neben der Sprachenfrage eine so beherrschende Rolle, daß man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung davon machen kann.

Zwischen 1919 und 1926 hat sich vielmehr nur die Fragestellung verschoben. Die beiden Abstimmungen antworten auf zwei ganz verschiedene Fragen. Die Volksabstimmung von 1919 stand noch ganz im Zeichen des Eindruckes, daß es den Verbotsgegnern vor allem um ihren lieben Schnaps zu tun war, daß es die Lüsternheit der „Trinkbrüder" zu bekämpfen galt. Damals war wirklich die Frage: Mäßigkeit oder Unmäßigkeit? Zudem war es augenscheinlich mit dem Verbot ausgezeichnet gegangen. Ohne sonderliche Schwierigkeiten hatte es sich in der Kriegszeit ein- und durchführen lassen. Daher entschied sich die Mehrzahl der Mäßigkeitsfreunde für Beibehaltung des Verbotes.

Die diesjährige Volksabstimmung hat unter einer völlig veränderten Fragestellung stattgefunden. In wachsendem Maße hatte man mit dem Verbot bittere Erfahrungen und schwere Enttäuschungen erlebt. Man stand jetzt nicht mehr vor der Frage Alkohol oder Mäßigkeit, sondern vor der ganz anderen: „Ist das staatliche Zwangsverbot wirklich der beste Weg für die Erziehung des Volkes zur Mäßigkeit?" Und diese Frage hat nunmehr auch eine große Zahl der Mäßigkeitsfreunde nicht mehr mit Ja beantworten zu können geglaubt.

Gerade die veränderte Fragestellung und die ihr zu Grunde liegenden Erfahrungen mit dem Verbot machen diesen Umschwung der Meinung in dem durchaus auf Kampf gegen den Alkohol eingestellten norwegischen Volke auch über die Grenzen Norwegens hinaus bedeutungsvoll. Denn uns interessieren ja nicht die Stimmen der Alkoholfreunde. Deren Zahl hat sich auch jetzt kaum vermehrt; wohl aber müssen uns stutzig machen die Hunderttausende von Stimmen der Mäßigkeitsfreunde, die ihren Standpunkt seit 1919 so verändert haben, daß ihnen eine Aufhebung des einst so freudig begrüßten und so zäh festgehaltenen Branntweinverbotes gegenüber den durch das Verbot geschaffenen Zuständen als das kleinere Übel erscheint.

2

Die Erfahrungen, die Norwegen mit dem Alkoholverbot gemacht hat, liegen außer auf dem eigentlichen Gebiete der Volkserziehung zu Enthaltsamkeit oder Mäßigkeit auch auf politischem und volkswirtschaftlichem Gebiete. Zwar haben die außenpolitischen und volkswirtschaftlichen Erfahrungen augenscheinlich für den Umschwung der Volksstimmung gegen das Verbot keine wesentliche Rolle gespielt; da sie aber die unerläßliche Notwendigkeit internationaler Regelung der Alkoholfrage in grellem Lichte zeigen und auch für Fragen wie „Weltgewissen" und Völkerbund von hohem Interesse sind, möchten wir sie nicht unerwähnt lassen.

Nachdem Norwegen in den ersten Kriegsjahren nur zeitweise und vor allem aus Rücksicht auf Schonung der Rohstoffe ein Totalverbot alkoholischer Getränke gehabt hatte, wurde 1916 von der damaligen Linksregierung mit alkoholpolitischer Abzweckung auf unbestimmte Zeit ein

Verbot aller alkoholischen Getränke außer leichten Bieren (unter 2½ Volumenprozent) und leichten Weinen (zunächst bis 15%, dann bis 12%) erlassen. Dabei blieb es bis 1921, außer daß Biere bis 7% und Weine bis 14% wieder zugelassen wurden.

Inzwischen hatten indeß nach Beendigung des Krieges handelspolitische Konflikte mit Frankreich, als Kognak produzierendem Lande, sowie mit den Heißweinländern Spanien und Portugal eingesetzt. Mit Spanien und Portugal kam es zu einem regelrechten Handelskrieg, indem diese Länder ihren Markt für den norwegischen Klippfisch-Import sperrten und die norwegische Schiffahrt durch unerschwingliche Hafenabgaben boykottierten, um Norwegen ihre Heißweine wieder aufzuzwingen. Gemäß der Volksabstimmung von 1919 und den in derselben Richtung verlaufenden Stortingswahlen von 1921, den sogenannten Schnapswahlen, nahm die norwegische Regierung den Kampf auf. Schließlich wurde sie aber durch die Rücksicht auf den volkswirtschaftlich sehr wichtigen Klippfischhandel in die Knie gezwungen, und das Verbot der Südweine mußte 1923 aufgehoben werden. Mit Frankreich wurde ein Handelskrieg dadurch vermieden, daß Norwegen zwar das Branntweinverbot bestehen ließ, sich jedoch zur Abnahme von jährlich 400 000 Litern französischer Spirituosen (Kognak) verpflichten mußte.

Damit war die Alkoholgesetzgebung Norwegens durch die brutale Interessenpolitik der am Alkohol-Export interessierten Länder durchbrochen. Aus Spanien und Portugal ergoß sich ein immer wachsender Strom heißer Weine in das besiegte Land. Das Volk griff in Ermangelung von Branntwein gierig nach diesen starken Weinen, so daß Norwegen mit seinen 2½ Millionen Einwohnern jetzt doppelt so viel Heißweine einführt wie Deutschland, zwölfmal soviel wie Schweden, das fast dreimal soviel Einwohner hat. In diesem Jahre wird dieser Import wohl an die acht Millionen Liter betragen.

Volkswirtschaftlich bedeutet dieser Zustand ein Abströmen erheblicher Geldsummen ins Ausland, was bei der seit Jahren kritischen Finanz- und Wirtschaftslage Norwegens nicht so leicht zu ignorieren ist. Geradezu grotesk wirkt es aber, daß Norwegen gezwungen ist, ein jährlich wachsendes Quantum französischen Kognaks aufzustapeln, da es die ihm auferlegten 400 000 Liter zu medizinischen Zwecken natürlich nicht aufbrauchen kann und auch nichts von dem übrig bleibenden Kognak reexportieren darf. Dieser Zustand belastet die Staatskasse mit jährlich etwa 1 Million Abschreibung des überflüssigen Kognaks.

Kein „Weltgewissen" und kein Völkerbund hat sich meines Wissens angesichts dieser unerhörten Vergewaltigung eines kleinen Volkes durch die Alkoholinteressenten mächtiger Staaten geregt. Wenn irgendwo, so hätte doch hier der Völkerbund eine Aufgabe, wo es sich um ein elementares Selbstbestimmungsrecht eines Volkes auf einem Gebiete idealen Strebens handelt, auf dem es keinen Kampf der Macht geben dürfte. Es erübrigt sich wohl, darüber mehr zu sagen.

3

So war also von dem einstigen Totalverbot in Norwegen nur das Branntweinverbot übrig geblieben. Wenn dieses nunmehr durch die Volksabstimmung ebenfalls zu Fall gebracht worden ist, so liegen die Ursachen hierfür nicht in handelspolitischen und nur unwesentlich in volkswirtschaftlichen Erwägungen. Als vor zwei Jahren die damalige Rechtsregierung wesentlich zum Zwecke der Balancierung des Budgets durch Einnahmen aus einem Branntweinmonopol des Staates und zur Verhinderung des Abströmens von Geld in die Heißweinländer die Aufhebung des Branntweinverbotes zur Kabinettsfrage machte, wurde sie gestürzt.

Die Gründe für den Umschwung der Volksmeinung sind vielmehr in der Erkenntnis zu suchen, daß eine Erziehung des Volkes zu Mäßigkeit durch staatliche Zwangsmaßregeln unmöglich und unzweckmäßig sei. Die in den zehn Jahren des Verbotes in dieser Richtung gemachten Erfahrungen haben gezeigt, daß einerseits die Durchführbarkeit des Verbots mindestens höchst zweifelhaft ist, und daß überdies moralische Schäden im Gefolge des Verbotes sich eingestellt haben, die vielleicht schlimmer sind als die durch Freigabe des Branntwein zu erwartenden. Wir können die außerordentlich interessante und lehrreiche, jedenfalls sehr bewegte Entwicklung hier leider nur in großen Umrissen skizzieren.

Nachdem die Alkoholfreunde sich von der ersten Verblüffung erholt hatten und merkten, daß das Alkoholverbot wirklich nicht mehr nur eine vorübergehende Maßnahme sei, begannen sie mit Eifer nach Mitteln und Wegen zur Befriedigung Ihres Rauschbedürfnisses zu suchen. Zunächst griff das Trinkervolk zu Surrogaten. Es wurden denaturierter Spiritus, Haarwasser, Politur u. A. getrunken, so daß scharfe Bestimmungen über Verabfolgung von Flüssigkeiten erlassen werden mußten, die irgendwie nennenswerte Mengen Alkohol enthielten.

Jahrelang haben dann Ärzte mit Alkoholrezepten schweren Mißbrauch, teilweise auch Handel getrieben, so daß es gar nicht schwierig war, sich allerhand Branntwein bis zu feinen Likören verschreiben zu lassen. Schließlich wurde eine Begrenzung des Rechtes, Alkohol zu verordnen, und eine scharfe Kontrolle der Rezepte eingeführt.

Sobald der Krieg vorbei war, setzte dann der Schmuggel ein, der sich so blühend entwickelte, daß man bald überall im Lande zu nicht sonderlich hohen Preisen Alkohol aller Art kaufen konnte. Verheerend wirkte namentlich die Masseneinfuhr von reinem Spiritus, der auch vor dem Alkoholverbot in Norwegen nicht käuflich gewesen war. Er kam zumeist aus Deutschland. „Deutsche Schmugglerschiffe", „deutscher Schmugglersprit" waren stehende Schlagworte in den Zeitungen, als ob das naturgemäß so zusammengehörte.

Die ausgedehnte, zerklüftete Küste Norwegens und die Unwegsamkeit des dünn bevölkerten Landes ließen eine Bekämpfung dieses Schmuggels fast hoffnungslos erscheinen. Allmählich gelang es indes, mit hohen Kosten eine Schmuggler-Jagd-Flottille zu schaffen und auch sonst dem Schmuggel beizukommen. Ein wesentliches Verdienst hat hierbei die deutsche Regierung, die alles getan hat, um die norwegische Regierung in diesem Kampfe zu unterstützen, der ohne ausländische Hilfe gar nicht durchführbar gewesen wäre.

Nachdem der Schmuggel und Rezeptmißbrauch einigermaßen eingedämmt war, griff das Volk in weitgehendem Maße zur Schwarzbrennerei. Überall auf dem Lande und in den Städten begann man die alte Hausbrennerei mit primitiven Apparaten wieder aufzunehmen. Der Verkauf von Hefe und Zucker stieg erstaunlich. Auch gegen dies Unwesen wurden verschärfte Polizeimaßregeln und Strafbestimmungen erlassen. Aber geholfen hat es kaum viel, jedenfalls nicht durchschlagend. Auch hier muß man allerdings die besonderen Schwierigkeiten in Rechnung stellen, die sich aus der Eigenart dieses dünn-bevölkerten Landes mit seinen riesigen Wäldern und unzugänglichen Gebirgen ergeben. Immerhin war in der letzten Zeit eine gewisse Besserung zu spüren.

4

Nimmt man jedoch alles zusammen, so kann man trotz der zweifellosen Erfolge der verschiedenen verschärften Maßnahmen doch von einer Förderung der Mäßigkeit höchstens in ganz geringem Grade in einigen Distrikten sprechen. Statistisches Material ist schwer zu verwenden. Solches wird von beiden Seiten ins Feld geführt. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß die Statistik gerade den geheimen Alkoholkonsum nicht erfassen kann. Ich habe

immer wieder mit Pastoren und Ärzten gesprochen, deren Aussagen fast ausnahmslos darin übereinstimmten, daß die Leute überall alles haben, wenn sie wollen. Höchstens ist es so, daß gerade der Mäßige und Loyale durch das Verbot getroffen und geärgert wird, während der Trinker sich doch seinen Alkohol auf irgendeine Weise verschafft.

Aus manchen Gegenden, die früher keinen Anlaß zu Klagen gaben, wird berichtet, daß dort erst durch das Verbot, d. h. durch den Schmuggel usw., der Alkohol seinen Einzug gehalten habe. Auch hat man vielfach beobachtet, daß Leute, die früher mäßig waren, dadurch, daß sie bei illegaler Beschaffung von Alkohol immer gleich größere Mengen auf einmal an sich bringen mußten, zu Unmäßigkeit verführt wurden. Namentlich erscheint nach Berichten vieler Behörden im Lande die Jugend stärker am Trunk beteiligt als früher. So ist es nicht ganz unberechtigt, wenn vielfach behauptet wird, das Verbot habe sich nicht nur als undurchführbar erwiesen, sondern, aufs Ganze gesehen, die Zustände sogar verschlimmert.

Selbst wenn nun aber hie und da die Trunksucht eingedämmt worden ist, selbst wenn es möglich wäre, die Durchführung des Verbotes noch effektiver zu machen, haben sich Folgeerscheinungen der Auflehnung weiter Volkskreise gegen dies Gesetz gezeigt, die Vielen seine Zweckmäßigkeit aus Erwägungen der allgemeinen Volksmoral heraus zweifelhaft erscheinen lassen.

Immer wieder wird über eine Demoralisierung und allgemeine Verwirrung sittlicher Grundbegriffe, nicht zum mindesten in der Jugend geklagt. Zunächst einmal scheint die Erweichung des Autoritätsgefühls gegenüber dem Staat, des Respektes vor Gesetz und Recht überhaupt höchst bedenklich zu sein. Die große Menge derer, die das Verbot für falsch halten, sieht in seiner Übertretung ihr gutes Recht. Sie verachtet die „blödsinnige" Regierung, die derartige Gesetze fabriziere.

In vielen Gegenden steht die Bevölkerung so geschlossen auf Seiten der Schmuggler und Schwarzbrenner, daß die Polizei machtlos ist. Ja vielfach sind die Obrigkeitspersonen selbst Gegner des Verbotes, drücken beide Augen zu und machen wohl gar mit. Es ist vorgekommen, daß ein von der Hauptstadt nach einem solchen Distrikt entsandter Polizeibeamter in keinem Hause Wohnung fand, und daß der Landhändler, der ihn schließlich aufnahm, boykottiert wurde.

Die Folge dieser Zustände ist, daß man auch auf anderen Gebieten die Loyalität gegenüber dem einmal bestehenden Recht verliert.

Vielleicht noch schlimmer als diese Erweichung des Respektes vor Obrigkeit, Gesetz und Recht ist die Verwirrung der moralischen Begriffe, wiederum besonders im Blick auf die Jugend. Die jungen Burschen sehen im Schmuggel, Schleichhandel usw. einen abenteuerlichen Sport und eine lockende Gewinnmöglichkeit. Lüge, Betrug, Heuchelei sind naturgemäße Begleiterscheinungen dieser Versuche, der Behörde ein Schnippchen zu schlagen, und werden in diesem Zusammenhange nicht tragisch genommen. Ja es wird sogar berichtet, daß falsche Aussage und Meineid bei Gerichtsverhandlungen wegen Übertretung des Alkoholverbots für erlaubt gehalten werden. Dazu kommt Entwöhnung von regelmäßiger Arbeit. Zur Zeit der höchsten Blüte des Schmuggels wurde behauptet, daß ein großer Teil der „Arbeitslosen" einfach Burschen seien, die den lohnenden und interessanten Schmuggel eigentlicher Arbeit vorzögen. Es wäre noch manches hinzuzufügen, aber wir können das alles hier nur andeuten.

Kurz, es ist offenbar gekommen, wie der große norwegische Staatsmann Chr. Michelsen warnend vorausgesagt hat: „Es ist gefährlich, auf diesem Gebiete sich dem Rechtsbewußtsein des Volkes entgegenzustellen. Wir waren vor dem Verbot auf dem besten Wege, ein nüchternes Volk zu werden. Nun ist das Ganze verdorben. Das Verbot wird kaum die Mäßigkeit fördern, dagegen aber in weitesten Kreisen demoralisierend wirken. Ich betrachte das Verbot als ein Unglück für das Land."

In diesen bedenklichen Folgeerscheinungen des Verbotes liegt die Ursache dafür, daß auch unter denen, die einst das Verbot als einen Fortschritt auf dem Wege zur Enthaltsamkeit begrüßt haben, Viele ihren Standpunkt ändern zu müssen geglaubt haben. Sie hatten das Gefühl, daß das Volk und seine Jugend in einer ungesunden, stickigen Luft von Ungesetzlichkeit lebe und aufwachse. Dieser Gesetzlosigkeit glaubten sie ein Ende machen zu müssen, diesem unerträglichen Zustande, daß ein Staatsgesetz von einem erschreckend großen Teil des Volkes einfach ignoriert, ja sogar in illoyalem Trotz sabotiert wird. Und nicht nur deswegen, weil es dadurch praktisch undurchführbar wird und seinen Zweck gar nicht erreichen kann, sondern vor allem auch deswegen, weil dieser Zustand zu allgemeiner Verwilderung der Sitten und Demoralisierung des Rechtsempfindens zu führen drohte.

„Weg mit diesem ungesetzlichen Treiben, weg mit dieser vergiftenden Flut gesetzwidrigen Alkohols", das ist der Sinn dieser Abstimmung. Keineswegs aber bedeutet sie ein „Herbei mit dem Alkohol". Auch die politischen Parteien, die seit jeher das Verbot bekämpft haben, denken nicht daran, dem Alkohol nun Tür und Tor zu öffnen, sondern sie haben immer nur eine Rückkehr erstrebt zu dem alten, langsameren Weg der Erziehung des Volkes zu Mäßigkeit durch einen unter strenger staatlicher Kontrolle stehenden monopolartigen Verkauf von alkoholischen Getränken und Verschärfung der Gesetzgebung mit dem Ziel der Erziehung zu höherer Verantwortung für den Alkohol-Mißbrauch und seine Folgen, sowie mit wirksamer staatlicher Unterstützung der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine. Auf diesem Wege hatte man vor Einführung des Verbotes bereits gute Fortschritte gemacht, auf ihn wird man wohl nun auch zurückkehren.

Denn obwohl die norwegische Staatsverfassung eine Volksabstimmung eigentlich nicht kennt, diese also keinerlei Entscheidung bedeutet, sondern nur den Charakter einer für Regierung und Storting unverbindlichen Volksbefragung hat, wird das Storting sich wohl nach ihr richten. Die derzeitige konservative Regierung wird wahrscheinlich ihren alten Gesetzentwurf von 1924 wieder aufnehmen, der auf eine Art Gotenburger System in Verbindung mit individueller Kontrolle und sonstigen scharfen Beschränkungen abzielte: die Einfuhr sowie der Verkauf von Branntwein wird Staatsmonopol, wie es bereits seit einigen Jahren ein Weinmonopol gibt. Die Ausübung dieses Monopols wird ebenso wie beim Wein einer Gesellschaft übertragen.

Von einer individuellen Rationierung, wie in Schweden nach dem Brattschen System, wird man wohl absehen. Der Alkohol wird so teuer sein, wie es die Rücksicht auf die Einträglichkeit ungesetzlicher Herstellung oder Einfuhr von Branntwein irgend zuläßt. Der freie Verkauf von Alkohol über 60% bleibt verboten. Das Selbstbestimmungsrecht der Kommunen bleibt bestehen, d. h. jede Gemeinde kann durch Abstimmung entscheiden, ob sie in ihrem Bezirk überhaupt Verkaufsstellen dieser Gesellschaft haben will, bzw. wieviele.

Dieses Gemeindebestimmungsrecht hat übrigens auch während der ganzen oben skizzierten Entwicklung bestanden. Auch nach der Niederlage im Handelskrieg mit Spanien und Portugal, ja auch ungeachtet der sonstigen Gesetzgebung über die zulässigen schwächeren alkoholischen Getränke hat es immer Städte und Landdistrikte gegeben, die völlig trocken gelegt waren, wo selbst großen, nur dem ausländischen Touristenverkehr dienenden Sommerhotels das Wein- und Bierrecht verweigert und damit die Existenzmöglichkeit genommen wurde. Doch das ist ein Kapitel für sich.

5

Es erübrigt noch einen Blick auf die Stellung der Kirche und die Verteilung der Stimmen zu werfen.

Die norwegische Kirche als solche hat Stellung zur Verbotsfrage nicht genommen. Die Haltung der Geistlichkeit war gespalten. Die einen erklärten die Abstimmung für das Verbot geradezu für eine Christenpflicht und organisierten einen „Nüchternheitsrat des Christenvolkes". Andere Pfarrer haben ebenso heiß gegen das Verbot gekämpft, weil sie in ihm das größere Übel sahen. Beide Richtungen haben sich von den politischen Parteien als Vorspann benutzen lassen.

In Norwegen ist nämlich die Verbotsfrage allmählich fast völlig eine parteipolitische Angelegenheit geworden. Verschiedene Parteien, die Demokraten, die Kommunisten, haben das Verbot in ihr Parteiprogramm aufgenommen. Es ist nicht klar ersichtlich, wie weit das aus Überzeugung oder nur zum Stimmenfang geschehen ist. Die Kommunisten haben diesmal jedenfalls auf die falsche Karte gesetzt, denn es zeigt sich, daß die Arbeiter augenscheinlich in großen Mengen der Parole nicht gefolgt sind, sondern gegen das Verbot gestimmt haben.

Wo sind nun aber die Scharen der Verbotsfreunde zu suchen, um deren Stimmen diejenigen politischen Parteien sich bemühen, die das Verbot in ihr Programm aufgenommen haben, obwohl es bisweilen mit der persönlichen Haltung auch der Führer dieser Parteien anders bestellt zu sein scheint? In den großen Städten überwiegen die Verbotsgegner, allen voran in Oslo, mit 103 000 Stimmen gegen und nur 15 000 Stimmen für das Verbot. Die Verbotsgegner sitzen wesentlich auf dem Lande, besonders an der Westküste. Dort ist das Gemeinschaftschristentum stark verbreitet. Die Gemeinschaftschristen, die Kleinbauern, die Kleinbürger, die Handwerker, Fischer sind die Träger der Enthaltsamkeitsbewegung. Sie repräsentieren zweifellos den gesunden Kern des norwegischen Volkes. Aber sie scheinen mir bei Einführung des Verbotes einen taktischen Fehler gemacht zu haben, der letzten Endes an der rückläufigen Entwicklung schuld ist. Der Theologie-Professor Lyder Brun, Herausgeber von „Norsk Kirkeblad", hat vor diesem Fehler bereits 1919 angesichts der Volksabstimmung über das Verbot gewarnt. Ich gebe zum Schluß seine damaligen Ausführungen im Auszug wieder (N. K. 1919, S. 583 ff.), weil sie mir den Kern der Sache am besten zu treffen scheinen:

Um eine staatliche Maßregel, wie das Alkoholverbot, berechtigt erscheinen zu lassen und mit Sicherheit durchführen zu können, muß sie sich bei unseren gesellschaftlichen Verhältnissen auf eine weit überlegene und über das ganze Land einigermaßen gleichmäßig verteilte Mehrheit stützen können. Dreiviertel aller Stimmberechtigten dürfte das Minimum sein. Eine einfache Mehrheit genügt nicht. Weiter darf innerhalb der Minderheit nicht eine Stimmung glatten Trotzes herrschen, die eine Durchführung des Gesetzes unmöglich machen oder doch in hohem Maße erschweren würde, weil sie eine illoyale Haltung selbst bei einem großen Teil der sonst loyalen Bevölkerung voraussehen läßt. Ein Verbotsgesetz muß also von dem moralischen Bewußtsein des überwiegenden Teiles des Volkes getragen sein. Andernfalls würde es sich als ein volkspsychologischer Mißgriff erweisen und ernsten moralischen Schaden anrichten.

Mit andern Worten: Erst muß ein Volk durch Aufklärung usw. so lange erzogen werden, bis die Anhänger eines Alkoholverbotes ein solches Übergewicht haben, daß es sich wirklich um Anwendung des Zwanges nur noch gegenüber einer kleinen Zahl schwacher Individuen handelt. Dann erst kann der Weg eines Staatsverbotes mit Aussicht auf Erfolg beschritten werden. In Norwegen war es noch zu früh dafür.

Vielleicht läge die Sache anders, wenn es zu einer internationalen Einmütigkeit, wenn nicht über ein Weltverbot, so doch zunächst über eine allgemeine Bekämpfung des Schmuggels nach Verbotsländern kommen könnte. An der wirksamen Hilfe, die Deutschland Norwegen hierbei geleistet hat, kann man deutlich sehen, wie allein durch Mitarbeit der Regierungen der Ausfuhrländer für Schmuggelwaren dem Übel beizukommen ist. Bis vor kurzem habe ich auch angesichts der norwegischen Entwicklung geglaubt, daß es nur einer internationalen Regelung bedürfe, um das Verbot effektiv zu machen. Ich glaube das nicht mehr. Solange nicht eine erdrückende Mehrheit des Volkes selbst das Verbot wirklich will, oder doch respektieren will, führt das Verbot nur in eine Sackgasse. Tritt dann der unvermeidliche Umschwung ein, ist viel zerstört, was vorher in mühsamer Erziehungsarbeit und in vorsichtig schrittweisen Staatsmaßnahmen aufgebaut war.

Die norwegischen Erfahrungen scheinen mir erwiesen zu haben, daß vorläufig wenigstens hier, aber wohl auch sonst, ein System individueller Kontrolle, wie das Gotenburger, oder individueller Rationierung, wie das Brattsche System, oder die Verbindung beider, etwa wie sie Schweden hat, zwar langsamer, aber sicherer vorwärts führt. Für uns in Deutschland würde auch das vielleicht ein zu großer Schritt auf einmal sein. Auch in Schweden hat sich all das Vorzügliche, was dort erreicht ist, allmählich und organisch entwickelt *).

Wenn irgendwo, so muß auf diesem empfindlichen und gefährlichen Gebiete die Regel befolgt werden:

Ich habe stets den nächsten Schritt gewählt,
Ein hohes Ziel hat mich dabei beseelt.

Oslo Hermann Günther

Unter der Sonne Satans

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Schiller hat auf eine humane Formel gebracht, was an Unmeßbarem und Undenkbarem in der Menschen Brust aufblitzt und in seiner unheimlichen Gewalt schrecken und trösten, segnen und fluchen, lebendig machen und töten kann. Seltsam ist, daß nicht nur die Einzelmenschen, sondern auch ganze Völker dieser Typik gehorchen. Jedes Volk hat eine Frage frei an das Schicksal; und diese Frage ist seine Frage. Die Seelenfrage eines Volkes ist die nach seinem metaphysischen Sinn; und unerklärlich ringt sich durch alle Politik und Wirtschaft, durch Philosophie und Geisteskultur, durch den äußerlichen Lebenskampf der Völker diese eine Frage durch, ganz einfach wie alle Größe des Lebens und der Religion.

Nach langen Jahren der Besinnung und Beobachtung gibt mir die französische Literatur Gelegenheit, wieder auf die eigenartige und großartige Struktur des französischen Religionscharakters hinzuweisen. Es ist aber nicht die theologische Leistung, die ich dabei im Auge habe, obwohl das monumentale bisher sechs Bände umfassende Werk von Henri Brémond „Histoire littéraire du sentiment religieux en France" **) in seiner ganzen Religionsauffassung ein Beleg für meine Vorstellung ist. Die Frage an das Schicksal in Frankreich ist die Frage der Versuchung. Und zwar gestaltet sich die Religion Frankreichs nicht nach Schuld und Sühne, sittlicher Unkraft und Versöhnung für den, der immer strebend sich bemüht. Diese Religionsgestaltung ist vielmehr typisch germanisch. Der Romane dagegen faßt die Dämonie des Bösen als satanischer metaphysischer Gewalt und erlebt noch heute sein Volksschicksal außerhalb seiner eigenen Verantwortlichkeit. Es hängt also diese Religion innigst zusammen mit der völkischen

*) Ich möchte auf die sämtliche nordische Länder behandelnde Broschüre von Dr. Günther Schmölders, Dipl. Volkswirt, hinweisen: Prohibition im Norden. Die staatliche Bekämpfung des Alkoholismus in den nordischen Ländern (Gebr. Unger, Berlin 1926), die sehr viel statistisches und anderes Material bringt.

**) Paris, Blond et Gay. Das Werk erscheint seit 1915, beginnt in der französischen Renaissance (1580) und reicht im sechsten Band bis Ende des 17. Jahrhunderts; es ist auf zehn Bände berechnet.

Art: der Franzose kann auch als frommer Mensch nicht von Schuld bei sich reden; Schuld hat immer nur der Andere, der Teufel, der Urverführer, der des besten Menschen gutes Wollen in die unseligen Bahnen des Verderbens führt. Das Heil aber kommt aus der nicht blinden, aber irrationalen Hingabe an die Volksseele in allen ihren nationalen, sozialen Nöten. Es gibt keinen Zweifel, es gibt letztlich keine Kritik an dem wesentlich guten gottgeführten Charakter des eigenen Volkes, dessen Not nicht aus eigener Schuld, sonder aus Satans Macht stammt. Darum gibt Gott seinem geliebten getreuen Frankreich Macht und Ehre über alle Welt.

Es ist irrig, diesen französischen Glaubenstypus aus Calvin und dessen Reformation deuten zu wollen. Der Calvinismus hat dazu viel zu wenig Einfluß über die gesamte Bevölkerung Frankreichs gewonnen. Auch aus dem römischen Katholizismus und dem Erbe des augustäischen Imperialismus ist diese Frömmigkeitsform nicht zu verstehen. Vielmehr hat diese französische Frage an das Schicksal ihr ursprünglich nationales Gepräge bekommen durch Jeanne d'Arc. Dieses wunderbare Mädchen vermochte es, aus unergründlichen Offenbarungen heraus das gesamte Schicksal ihres Volkes jenseit von Gut und Böse zu stellen, es in die Sphäre der Religion als eine Versuchung des Teufels zu stellen, und nun auf Seiten Gottes und Frankreichs den Sieg über den teuflichen nationalen und religiösen Feind zu erzwingen. Religionsgeschichtlich ist diese Begebenheit vielleicht die originalste auf europäischem Boden; ihre Bedeutung und ihr Verständnis entzieht sich bislang dem Urteil des germanischen Christentums. Der Einzige, der etwas davon gesichtet hat, ist Schiller, dann Andrew Lang, der große englische Historiker. Wogegen Bernhard Shaw in kläglicher Weise an der religionsgeschichtlichen Originalität der heiligen Johanna scheiterte. Daß die Franzosen selbst aber noch heute unter Voltaireschen Nachwirkung schier hilflos dieser größten Verteidigerin, ja Gründerin ihres religiösen Charakters gegenüberstehen, ist ein Jammer *). Es wird sich aber das bald ändern, weil die Nachwirkungen der völkischen Religionsgründung Jeanne d'Arcs in jedem tief angelegten Franzosen lebendig sind und weil eben der Versuchungsgedanke charakteristisch für die französische Religion geblieben ist.

Pascal nimmt ihn auf; seine gewaltigen religiösen Katastrophen sind nicht als katholisch christlich, sondern nur zugleich als französisch zu deuten. Der französische Kulturmensch empfindet diese Kultur im Gegensatz zu seiner Religion als teuflisch; die ganze Außenwelt muß überwunden werden; und dazu gehört auch die Kirche selbst. Die französische Geisteskultur hat aber durch und um Pascal so erhabene Güter innerweltlicher Art gewonnen, daß ihre Ausschaltung unmöglich ist. Vor allem gilt das von der Geisteskultur der Kirche, ohne die es kein Heil gibt. So steht das Institut Kirche vor Pascals Seele als Himmel und Hölle zugleich, eine Erscheinung, die sich seitdem im französischen Religionsleben immer wiederholt. Das Genie Pascals geht an dieser Versuchung zu Grunde.

Der große Profanierungsprozeß der europäischen Christenseele setzt besonders durch das Verdienst des französischen Raisonnements nunmehr ein und erreicht im 19. Jahrhundert seine Höhe. Es scheint so, als ob das französische Volk eine religiöse Seele nicht mehr hätte. Victor Hugo schreibt seine Dramen und Romane voll ethisch-nationaler Hochkultur. Aber unter seiner Lyrik tritt auf das Thema: Dieu; La Fin de Satan. Das Thema der Versuchung durch den Bösen wird durch die Weltgeschichte aufgerollt, findet auf Golgatha seine menschlich ergreifendste Darstellung und sinkt ab in eine Zurückstoßung Satans in die Nacht, ins Gefängnis, die aber dichterisch Torso geblieben ist. Die Versöhnung mit Satan, das letzte Fragment, mißrät ganz. Wie konnte der Dichter auch der französischen Seele so wenig gerecht werden, daß er eine Verzeihung für Satan bereit hält! Das ist ja der Sinn religiöser Versuchung, daß der Teufel unüberwindlich ist, daß die Not der Volksseele immer wieder in Versuchungen zusammenbricht. Das Phantom der Skelette in der Bastille dagegen verrät die grandiose Schau des französischen innerpolitischen Schicksals mit seiner ganzen Verantwortungslosigkeit vor jener wahrhaft satanischen Mißhandlung religiösen Volkstums in den Kerkern.

So erkennt Flaubert die französische Religionsseele im Lichte der Tentation de Saint Antoine. Diese seltsame dialogisierte Dichtung in Prosa ist als der französische Faust zu kennzeichnen. „Messieurs les démons, laissez moi donc!" — „Was willst du armer Teufel gelten!" Französische und deutsche Ironie gegenüber dem Satan, grundverschieden, jede in ihrer Art eine Besiegung des Bösen. Aber wenn man innerlich mitlebt, wie in Flauberts Jugendwerk die Teufel mit dem Menschen umspringen, wie wirklich keine raffinierteste und intimste Versuchung Leibes und der Seele gespart wird, so ahnt man, was an religiöser Kraft in diesem profan ironischen, oft geradezu sakrilegen Werk lebt *). Vielleicht Religion in der Karikatur; denn wenn auch die Versuchung bis zur Lächerlichkeit getrieben wird, das Dämonische an ihr bleibt. Das ist vielleicht das Schlimmste, daß Religion lächerlich ist und lächerlich macht. Und so kehrt auch in der heutigen Seele des französischen Volkes die von Flaubert geschilderte Versuchung wieder, der Fluch des Lächerlichen an der echtesten Religion als Versuchung des Satans.

„Unter der Sonne Satans" heißt der Roman, den George Bernanos 1926 als jüngstes Bekenntnis französischer Frömmigkeit vorlegt. Das Thema der Versuchung wird nunmehr in den Mittelpunkt der französischen Religionsfrage gerückt: die Sünde und ihr Bekenntnis im Beichtstuhl ist Versuchung; die christliche Güte, die sich den Mitmenschen zuneigt, ist Teufelswerk; ja sogar das restlose Opfer bis in den Tod bleibt mit dem Argwohn der satanischen Selbstsucht behaftet.

Schon die Gedankenverteilung des Romans ist eine großartige Intuition. Ein Prolog: die Geschichte von Mouchette. Man glaubt sich in die Literaturzeit Maupassants zurückversetzt, wenn man die Seelenskizze dieser glaubenslosen Verbrecherdirne aus dem französischen Bourgeoishaus der Kleinstadt liest. Materialismus und Geilheit des Landadeligen, des Politikers, des Arztes, der Gesellschaft. Von Religion und Kirche kaum ein Wort, daß sie überhaupt existieren. Im schärfsten Milieugegensatz dazu der erste Hauptteil: Die Versuchung der Verzweiflung. Das Pfarrhaus des Orts, darin der Doyen Abbé Menou-Segrais und sein Vikar Abbé Donissan. Dieser ist das Objekt der teuflischen Versuchung der Verzweiflung, und zwar entfaltet sich diese Verzweiflung nicht, wie gewöhnlich bei Theologen, um das Dogma, um die Messe. Sondern der Beichtstuhl und die Erkenntnis der furchtbaren massenhaften langweiligen und leichtfertig ertragenen Sündhaftigkeit der sogenannten Christen bringt den jungen Priester zur Verzweiflung. Auf einem abendlichen Gang zum vertretungsweisen Beichtdienst im Nachbardorf verirrt sich der selbstquälerische Priester, wird von einem ihm unbekannten Landbewohner in stundenlangem Marsch wieder zurechtgeführt, erlebt aber in einem physischen und moralischen Zusammenbruch auf der Landstraße diesen offenbar ganz harmlosen Mann als christlichen Helfer und teuflichen Verderber zugleich. Die seelische Schilderung, wie der ausgehungerte verzweifelte Priester von Gott und Teufel hin und her gerissen alle Vernunft, alles Denken verliert, ist geradezu sinnbetörend.

*) Vgl. Deltail: „Jeanne d'Arc" ein neuester naturalistischer Roman. Wo?

*) Vgl. CW 1909 Nr. 11.

Und gewaltig ist: wie aus dem Chaos der Verzweiflung der innere Gnadenakt emporsteigt: Gott oder der Teufel schenkt ihm die Gabe, zwei Mal einen fremden Menschen in seinem innersten Wesen zu erkennen. Der besinnungslos auf der nächtlichen Straße hingestreckte Mann wird von seinem bisherigen Begleiter einem des Wegs kommenden Gemeindemitglied des Priesters übergeben. Und auf dem kurzen gemeinsamen Weg erkennt in plötzlicher Erleuchtung Donissan diesen ganz schlichten und unauffälligen Mann als ein reines Gotteskind. Auf dem Wege zur Stadt, den Donissan nunmehr allein verfolgen kann, trifft er aber die Dirne Mouchette, erkennt bis ins Einzelne alle ihre verborgenen Verbrechen und versucht in einem gewaltigen Ausbruch von göttlichem Zorn und göttlicher Güte dieses Wesen zu bekehren. Sie entflieht. Donissan tritt vor seinen Doyen, dem er ein erschütterndes Bekenntnis seiner göttlichen oder teuflischen Verführung ablegt. Er habe Gott sein Leben, den heiligen Geist, ja sein eigenes Seelenheil als Opfer angeboten, wenn Gott nur ein paar Sünder durch ihn zur Gnade kommen lasse. Gott habe dies Opfer vielleicht angenommen, er aber sei nun des Teufels und dazu lächerlich! Und diese Tatsache, die aus dem religionspsychologisch geradezu quellenmäßig wichtigen Gespräche der beiden Theologen hervorgeht, wird bestätigt durch den Selbstmord von Mouchette, deren sterbenden Leib der Priester Donissan auf ihren Wunsch zum Altar der Kirche trägt zu wertloser Scheinbekehrung ob periculum mortis. Also doch Teufelswerk! Den lächerlichen Priester aber sperrt die Kirche ins Kloster.

Der Schlußteil des Romans läßt uns Abbé Donissan als Sechzigjährigen in einer elenden Kleingemeinde des Landes finden. Aber sein exemplarisches Leben, seine große Güte und seine Ohrenbeichte, diese Geißel seines Lebens, haben ihn zum weither besuchten Heiligen gemacht. Und jetzt tritt die Versuchung „Über unsere Kraft" an ihn heran. Eine verzweifelte Mutter ruft ihn zum sterbenden Kind. Vor dem kleinen Toten glaubt er wieder die Gnade zu verspüren, er könnte wohl das Wunder tun. Gottes oder Teufels Stimme? Ein furchtbarer Seelenkampf mit seinem jungen Amtsbruder, der ihn wie der Satan versucht, er müsse es wagen, führt wieder in letzte Abgründe der Religion. Daß der unselige Heilige dann die Erweckung vergeblich versucht, daß die Mutter des Kindes darüber wahnsinnig wird, ist klar. Der Wundertäter aber entweicht nach Hause, wo er einen ergreifenden Bericht seiner Tat niederlegt, als ein schier schon Sterbender in seinen Beichtstuhl geht, wo ihn nach stundenlangem Verzeihen der Sünden Anderer zuletzt in der Einsamkeit der Herzschlag trifft. Inzwischen disputieren in seinem Haus der Nachbarpfarrer, der Arzt und der Professor aus Paris, alle drei ungläubig und alle drei so sehnsüchtig nach Heil, über den Heiland, der starr und aufrecht in seinem engen Beichtgehäuse des letzten Gerichts harrt. Die Mutter des Kleinen aber wurde Monate später durch eine Wallfahrt zum Grabe Donissans von ihrem Wahnsinn geheilt. Das sei die einzige wunderbare Heilung, die dem Heiligen beigelegt werden könnte, meldet eine kühle Anmerkung.

Ist der Christenglaube Wahnsinn oder Übervernunft, Gottes oder Satans Werk? Diese versucherische Frage entsteht aus dem erschütternden Menschen- und Seelenbild, das Bernanos dargestellt hat. Man hat die Überzeugung, daß dieser freie und fromme Katholik ohne Begrenzung durch Konfessionen zu der Göttlichkeit seines Glaubens steht, aber die furchtbare Versuchlichkeit der Menschennatur durch die Religion und die Kirchen einsieht. Das Buch will nicht mehr als Seelenschilderung geben: darin hält es sich in den Grenzen der französischen Religion und Kunst. Daher verbieten sich auch Vergleiche. „Der Narr in Christo" von Hauptmann, Björnson „Über unsere Kraft", natürlich der „Faust" fallen uns dutzendfach bei, um sofort abgewiesen zu werden. Der Vergleich wäre falsch. Nur aus französischem Religionsgeist darf dieses Werk beurteilt werden, dessen religionsgeschichtliche Bedeutung für Frankreich noch gänzlich im Dunkel liegt. Wenn aber die Schlußgespräche des Werkes uns sehr an Thomas Manns dekadenten „Zauberberg" erinnert haben, so darf mit leisem Klagen doch anerkannt werden, daß dem Franzosen hier ein Griff in seine ureigenste Religionswelt geglückt ist, dem wir in deutscher Religionsnot heute nichts Vergleichbares an die Seite zu stellen haben.

Breslau Karl Bornhausen

Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend

1. Störmtal. 2. Lichtenstein. 3. Leipzig. 4. Meißen. 5. Leipzig. 6. Erlangen. 7. Leipzig. 8. Rauhes Haus

1. Störmtal

Als unser Bruder anfing, selbst zu lesen und Briefe zu schreiben, bekam er einmal von seinem Großvater Ahlfeld einen Geburtstagsbrief, in dem es heißt: „Fritz, jetzt wird es Frühling, wenn bei Euch auch noch Schnee liegt. Mit dem kommenden Frühlinge ziehen die Kraniche vom Süden nach dem Norden. Da fliegt denn immer einer voran und durchbricht die Luft, und die anderen folgen ihm in gerader Linie nach. Solcher Kranich ist der erstgeborene Sohn. Wenn der gut fliegt, dann fliegen die anderen in gerader Linie hinterher. Das walte Gott auch in Deinem neuen Lebensjahre an Dir. Er segne Eingang und Ausgang."

Als Erstgeborener hatte Fritz den Vorzug unter der Leitung junger Eltern aufzuwachsen, die in der dörfischen Abgeschlossenheit viel Zeit für ihre Kinder hatten und jeder kleinen Phase der inneren und äußeren Entwicklung mit Liebe nachgingen. Es war die glücklichste Zeit im Leben unserer Eltern. Der Name Störmtal umschloß für uns jüngere Geschwister, die es nicht gesehen hatten, etwas Paradiesisches und Sonniges. Bei denkbar einfachen ländlichen Verhältnissen war auch mancherlei, was den Aufenthalt dort für unsere Eltern besonders schön machte. Dazu gehörte vor allem die Nähe Leipzigs und die rege Verbindung mit Mutters Vaterhaus, die dadurch möglich wurde. Gab es auch keine Bahn, so fuhr doch die Postkutsche hin und her, oder der Wagen der Gutsherrschaft holte die Großeltern heraus oder nahm ein oder das andere Familienglied mit nach Leipzig. In einem anderen Brief des Großvaters an Fritz spricht er von den drei Kindheiten, die ein Großvater durchlebe: seine eigene Knabenzeit, das Aufwachsen der eigenen Kinder und — fährt er dann fort — „die dritte Kindheit verlebt ein Großvater mit seinen Enkeln. Er hat große Freude, wenn er so in der Ecke sitzt und das kleine Volk um ihn herum und spielt und erzählt ihm was. Es müssen aber liebe Enkel sein, die ihren Herrn Jesus recht lieb haben, gern beten, gern lernen, gehorchen, nicht neidisch sind und sich nicht zanken. Da ist einem Großvater so wohl, wie wenn er selbst wieder jung geworden wäre. Ich habe mich am dritten Weihnachtstage auch recht gefreut, als ich in der Ecke hinter dem Sofa saß. Ich hoffe auch, daß ich mich noch oft und noch mehr freuen werde." Das war für unsere Mutter, die als älteste Tochter besonders eng mit ihrem Vater verwachsen war und recht jung ihr Elternhaus verlassen mußte, ein großer Reichtum.

Dazu kam das nahe Verhältnis zu der Gutsherrschaft, dem Kammerherrn von Watzdorf und seiner Familie. Dies Zusammenlebens war die idealste Illustration zu dem alten konservativen Schlagwort von Schloß und Altar. Gemeinsam las man die Kreuzzeitung, die von den beiden Bübchen Fritz und Hans täglich vom Schlosse geholt wurde. Oft vereinigte man sich zur ernsten Lektüre und Aussprache, und viele frohe Stunden wurden so zusammen im Schloß verlebt. Die kluge, feinsinnige Schloßherrin, die in ihrem eigenen Lebenskreise sehr verehrt und geliebt war, suchte den Rat ihres Seelsorgers bei

allen Zweifeln ihrer nach Wahrheit und Reinheit ringenden Seele. Unser Vater wahrte dabei trotz aller Sicherheit und Festigkeit seines Wesens immer die etwas altväterlichen respektvollen Formen den Höhergestellten gegenüber, waren ihm doch Standes- und Rangunterschiede von Gott gegebene Ordnungen.

Beide Watzdorfs sorgten in echt patriarchalischer Weise für das Wohl ihrer Leute. Wenn sie zum Winteraufenthalt in Dresden weilten, ließen sie sich von jeder Not und Freude im Dorfe berichten, baten die Eltern um Übermittelung von Unterstützungen, gaben Rat und machten Vorschläge, lebten das Leben der Dorfbewohner aus der Ferne mit, soweit das möglich war. Der Winter war still in Störmtal; aber die Leute im Dorf hatten auch mehr Zeit, und man kam ihnen näher.

Einmal hatten die Eltern die Weihnachtsvorbereitungen recht in Gedanken an das Entzücken ihres ältesten Jungen getroffen. Er war ziemlich drei Jahre alt. Was würde der Baum für Eindruck auf ihn machen! Aber der kleine Kerl lief auf seinen Platz zu, warf die Holztierchen aus einer Schachtel heraus, und seine kleinen dicken Händchen quälten sich den ganzen Abend die Schachtel auf- und zuzumachen. Alle Bemühungen seiner enttäuschten Eltern konnten ihn nicht von dieser interessanten Beschäftigung fortlocken.

Das ganze Dorf freute sich, wenn um Ostern wieder Leben im Schloß einzog. Von großen alten Buchen umschattet lag es in einem anmutigen Parke. Fritz und Hans waren die kleinen Boten für alle möglichen Bestellungen. Ein paar Mal nahm sie der Kammerherr mit auf die Jagd. Bei festlichen Gelegenheiten mußten sie ihre kleinen vom Vater schnell hingeworfenen Reime aufsagen. So kam Fritz bei einer Hochzeit im Schloß auf einem Fäßchen reitend zum Vorschein, um dem jungen Paare seine Huldigung darzubringen.

Vom Schloßhof führte eine enge Pforte zum Rittergut und der Inspektorwohnung. Bei Inspektors waren die Kinder ganz zu Hause, kannten Knechte und Mägde, krochen in den Scheunen und Ställen umher und waren vertraut mit allen Tieren. Der Kutscher war ihr besonderer Freund; nichts Schöneres gab es, als neben ihm sitzen zu dürfen auf der Fahrt nach Leipzig.

Eine große Rolle spielte auch der Gärtner Balke. Schöne Blumensträuße kamen ins Pfarrhaus. Auch später noch riefen seine Blumensendungen in der neuen Heimat sehnsüchtige Erinnerungen wach.

Neben der täglichen Berührung mit dem Dorfleben hatten die beiden Brüder ihre Phantasiewelt für sich. Fritz war Herr eines Rittergutes, seiner „Sina", wie er es nannte. Das gab unendlichen Stoff zum Spielen unter dem Tafelklavier, wo sie ihr Gut aufgebaut hatten. Auch die mit den Knaben befreundeten Knechte wußten Bescheid darum, und wenn einer Fritz auf der Straße zurief: Was kostet denn die neue Kuh in Sina? oder: Wieviel Pferde hast du jetzt, Fritz? so kam stets eine prompte Antwort. In einer Aufführung, die Vater zu Hansens Hochzeit entworfen hat, nehmen folgende Reime darauf Bezug:

Fritz phantasiert von seinem Schloß Sina.
Hans hält Apotheke mit Kräutern aus China.
Vom Baukasten baun sie Kirche. Fritz schreit als Kanter,
Hans liest aus Josua ganz andächtig selbander.
Der Herr Kammerherr nimmt sie zur großen Jagd,
Daß er an vielen Hasen gut Glück gemacht.
In der Schule sitzt Fritz als Fixstern stramm unbewegt,
Hans als Planet schwirrt umher heiß erregt.

Mit fünf und sechs Jahren kamen beide Brüder in die Dorfschule zu Herrn Walther. Das war kein schwerer Übergang zum Ernst des Lebens. Denn Herr Walther, ein freundlicher älterer Herr, hatte seine Freude an den frischen, geweckten Jungen und verzog sie. „Unser Herr Walther war viel strenger als Eurer", schreibt der Großvater, „wie der aussah und wie der es machte, will ich Euch erzählen, wenn ich einmal wieder hinauskomme." Herrn Walthers Steckenpferd als Lehrer war, den Kindern eine gute Vorstellung vom inneren und äußeren Bau des Menschen zu geben: große Abbildungen hingen in der Schulstube und wurden von den nicht mit Anschauungsmaterial verwöhnten Kinderaugen angestaunt und in die Erinnerung eingesogen.

Es blieb viel Zeit zum Spielen, und die Jungen verbrachten sie in großer Freiheit. Fritz konnte sehr heftig werden, wenn etwas nicht nach seinem Sinne ging. Ein zorniger Wurf mit dem Holzscheit nach dem Bruder hätte verhängnisvoll werden können, wenn das Holz nicht knapp am Ziel vorbeigeschossen wäre. Nach einem solchen Vorfall hatte er Schläge bekommen. Stumm und still saß er auf der Ofenbank in Vaters Studierstube. Der Vater schien zu denken, daß er wohl etwas zu hart mit seinem Ältsten umgegangen sei, und holte aus dem von uns Kindern sehr geliebten Fach in der Rollkommode eine Zunge — so nannten wir ein zungenartig geformtes gutes Honigkuchengebäck — und gab es ihm. Fritz meinte, als er den Vorgang erzählte, sich genau zu erinnern, wie er neben der Freude an der Süßigkeit eine Art Verachtung über diese väterliche Inkonsequenz empfunden habe.

Im allgemeinen vertrugen sich Fritz und Hans gut und waren unzertrennliche Gefährten bei ihren Spielen und Streichen. Ein Obstgarten umgab das Haus, Hühner belebten den Hof, man war der Natur sehr nahe, wie es für Kinder das Schönste und Gesundeste ist. Der Vater wurde geschätzt und geliebt und hing sehr an seiner Gemeinde. So fiel kein Schatten in diese erste Kinderzeit, und unser Bruder hat immer mit großer Liebe an seiner ersten Heimat gehangen und sie aufgesucht, so oft er konnte.

Berlin Margarete Naumann

Neuentdeckte Denkmäler aus frühchristlicher Zeit

Die Memoria Apostolorum — Eine Basilika vor Porta Maggiore — Gnostische Grabkammern

1

Etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts hat die Erforschung der frühchristlichen Kunstdenkmäler neue große Fortschritte gemacht. Ein Hauptverdienst daran kommt Joseph Strzygowski und seiner Schule zu, sie hat an der Erschließung und Erfassung der östlichen Denkmälerwelt bedeutenden Anteil. Dieses Verdienst wird bestehen, auch wenn von den kühnen Gedankenbauten dieses Forschers, die er auf dem Weg zu einer Weltkunstgeschichte errichtete, nicht allzuviel übrig bleibt.

Länger schon ist Kleinasien für die christliche Altertumsforschung kein Neuland mehr, die Kirchenbauten Syriens sind ihr sogar schon seit einem halben Jahrhundert durch Melchior de Vogüé bekannt gemacht. Bedenkt man aber, daß die seit 1300 Jahren verlassenen Gegenden des Haurangebietes mit ihren wie in Zauberschlaf gesunkenen Städteruinen seit fünfzig Jahren langsam neubesiedelt werden, so muß man sich der amerikanischen Unternehmungen freuen, durch die die Kenntnis der Trümmerwelt des christlichen Altertums noch in unberührtem Zustand neuerdings bereichert und näher bestimmt worden ist. Reich gelohnt hat sich die Durchsuchung des Ostjordanlandes; aber auch Palästina, das in der Geburts- und der Grabeskirche kunstgeschichtliche Rätsel aufgibt, hat weitere Spuren seiner christlichen Vergangenheit enthüllt und die Euphrat- und Tigrislande haben sich nicht unfruchtbar erwiesen. Der Geschichte des Zentralbaus ist durch die nach Grundriß und Technik sehr interessanten Kuppelkirchen Russisch-Armeniens, die Strzygowski bekannt gemacht hat und die wenigstens noch dem ersten Jahrtausend angehören, neuer Stoff zugeführt worden. Unter den Ausgrabungen in Ägypten nimmt die von Karl Maria Kaufmann ausgeführte der Stadt des heiligen Soldaten Menas die erste Stelle ein; ein Wallfahrtsheiligtum großen Stils ist, verhältnismäßig gut erhalten, hier wieder aufgedeckt. Vorgeschritten ist die Arbeit im französischen Tunis und Algerien, wo neben anderen zahlreichen Überresten in der Gegend der heutigen Hauptstadt Tunis die des christlichen Karthago aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder ans Tageslicht geschafft worden sind, und auch die Italiener in Tripolis wollten nicht zurückstehen. Was im Osten zutage getreten ist, das hat zwar auch der Geschichte der Reliefkunst und der Malerei neuen Erwerb gebracht, den Hauptgewinn aber trägt die Geschichte des Kirchenbaus davon, der im Hinblick auf gewisse Vorformen des abendländisch romanischen Stils neue Aufgaben gestellt sind. Das Bild des frühchristlichen Kirchenbaus ist durch die tonnengewölbten Basiliken

mit Rundbogen und die Kuppelbasiliken viel mannigfaltiger geworden, von den östlichen Zentralbauten noch ganz abgesehen.

Doch nicht von diesen Ausgrabungen, deren Ergebnisse bei ihrer Fülle erst langsam aufzuarbeiten sind, soll hier die Rede sein, sondern von der Aufdeckung einiger Denkmäler, die außer ihrer kunstgeschichtlichen auch besondere religionsgeschichtliche Bedeutung haben. Diese Denkmäler sind nicht einmal alle christlichen Ursprungs, und der katholischen Kirche gehört nur ein einziges von ihnen an; aber sie geben uns Einblicke in die Entwicklung des ältesten Christentums, wie sie uns bisher in solcher Sonderbeleuchtung noch nicht vergönnt waren. Diese Denkmäler hat der immer noch nicht ausgeschöpfte römische Boden durch die Jahrhunderte bewahrt.

1. An der Appischen Straße steht die Kirche S. Sebastiano. Diese Barockkirche erhebt sich auf der Stelle einer Basilika der Apostel aus dem vierten Jahrhundert, deren Reste sie in ihren Mauern birgt. Nach sicheren Zeugnissen ist mit dieser Stätte seit dem vierten Jahrhundert eine besondere Verehrung der beiden Apostelfürsten verknüpft. Die Überlieferung kennt auch den Grund für die Heiligkeit des Ortes: zeitweilig waren die Leiber der Apostel Petrus und Paulus hier bestattet. Weiteren Aufschluß über die Geschichte dieser örtlichen Verehrung der beiden Apostel konnten nur Grabungen bringen. Solche wurden seit 1915 vorgenommen. Sie setzten im Mittelschiff der heutigen Kirche mit der Richtung auf die Apsis ein und hatten sofort glänzenden Erfolg. In mäßiger Tiefe unter dem Marmorplattenbelag der altchristlichen Basilika entdeckte man eine einst oberirdische Anlage, ein unsymmetrisches längliches Viereck, dessen beide Längswände eine Ausdehnung von 10—12 Metern besaßen, einen dem dritten Jahrhundert angehörigen Bau von etwa 30 Meter Raumgehalt, dessen Bestimmung die zahlreichen Graffiti aus dem dritten und vierten Jahrhundert verrieten, die Memoria apostolorum „in catacumbas".

Die Halle war auf drei Seiten geschlossen und zum Teil mit Sitzbänken umzogen, die der Kirchenapsis zugekehrte Längsseite aber öffnete sich über einer Brüstungsmauer zwischen Pfeilern gegen eine etwas tiefer vorgelagerte schmale Terrasse und gegen einen noch tiefer gelegenen geräumigen Hof, der wenigstens teilweise durch eine Galerie bedeckt war. Der umschriebene Raum konnte also auch eine größere Versammlung aufnehmen. Die eine Schmalseite wurde durch eine Längswand römischer Grabkammern gebildet, die in ihrer Fortsetzung auch den Hof gegen Norden abschlossen. Diese müssen bei der Errichtung der Memorie schon außer Gebrauch gewesen sein; im vierten Jahrhundert wurden sie durch den Basilikenbau teilweise zerstört. Die entgegengesetzte Schmalseite, eine aus Ziegeln und Tuffstein erbaute Mauer, enthielt die Türe, durch die man den Versammlungsraum betrat, und zwar von einem gegen zwei Meter breiten Gang aus, in den eine Treppe von der nach der Via Appia zu aufsteigenden Seite hinabführte. Eine zweite Treppenanlage, die zu einer ebenfalls mit Graffiti bedeckten Wand und schließlich bis zu einem antiken Brunnenschacht führte, stand vermutlich mit dem Hof in Verbindung; die Abschlußmauer desselben ist an dieser Stelle durch den Kirchbau beseitigt worden, so daß die Grabungen in diesem Stück keinen sicheren Aufschluß geben konnten. Nach der Apsisseite der Basilika lehnt sich der Hof ebenfalls an ältere römische Bauten an, deren Zweckbestimmung, ob ausschließlich Grabräume oder auch Wohnräume, noch nicht endgültig geklärt werden konnte. Wie man sieht, muß zur Entstehungszeit der Memorie der Besitzer das Grundstück im ganzen Umfang besessen haben, da er nicht nur Memorie und Hof an jene römische Kolumbarienfront anlehnen, sondern auch die weiteren erwähnten Bauten als Abschlußmauer verwenden und außerdem in einem Tälchen angelegte Grabkammern durch Verschütten unzugänglich machen durfte.

Unerwarteter Weise nämlich zeigte sich, daß der Hofraum nur zum Teil auf gewachsenem Boden ruhte, zum übrigen Teil aber aufgeschüttet war. Ursprünglich bestand hier, von Tuffelsen umlagert, ein kleiner Taleinschnitt, dessen Sohle in einer Tiefe von rund neun Metern unter dem Boden der Kirche lag und durch den ein schmaler Weg sich zog. Dort fanden sich, in den Sockel der Felswand getrieben, drei Grabkammern, auch andere Gräber nach Art der Lokuli. Die erste Kammer, ausgemalt in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, gehörte, wohl als letztem Besitzer, einem M. Clodius Hermes; bekannte Bildmotive aus den Katakomben kennzeichnen ihn als Christen. An anderen Gräbern bezeugen Symbole die christliche Herkunft. Eine Kammer jedoch deutet jedenfalls auf Synkretismus oder Mysterienreligion. Sämtliche Gräber des Felsentals waren offenbar schon verlassen, als der nunmehr christliche Besitzer des Grundstücks zur Errichtung der Apostelmemorie schritt. Es war um die Mitte des dritten Jahrhunderts.

Was gab die Veranlassung dazu? Darauf geben die Graffiti Antwort, die in und über den Malereien auf der Rückwand gegen den Kircheneingang und der gegenüberliegenden Brüstungsmauer samt Pfeilern eingetragen sind. Es sind deren noch etwa zweihundert erhalten, teils in griechischer, teils in lateinischer Schrift. Sie sind von doppelter Art. Entweder ruft der Besucher die Apostel Petrus und Paulus um ihre Fürbitte an, oder er bezeugt, daß er zu ihren Ehren hier ein Refrigerium genommen oder gelobt hat. Dies sind Totenmahle. Daß es sich um Mahlzeiten handelte, deuten auch noch einige Einrichtungen an, eine in den Boden der Halle eingelassene Zisterne mit Ablaufkanal und eine Abfallgrube. Es bestand also zweifellos in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts die Überzeugung, daß sich die Gräber der beiden Apostel an dieser Stelle der Via Appia befinden oder doch befunden haben.

Dem widerstreitet freilich eine andere spätere Überlieferung. Steigt man die dem Hofraum parallel laufende Treppe hinab, so gelangt man zu einer neu aufgefundenen Grabkammer mit halbrundem Schluß, die der hinter der Kirchenapsis liegenden, schon vorher bekannten „Platonia", der Krypta des Märtyrers Quirinus, vorgelegt ist. Hier finden sich im Stuck eingeritzt die Worte: „Domus Petri", und es soll nach einzelnen Forschern in dieser Gegend ein Haus gestanden haben, in dem Petrus und Paulus eine Zeitlang vor ihrem Martyrium gewohnt hätten; diese Erinnerung hätten die Christen in der Memorie mit Agapen gefeiert. Aber wie diese Erinnerung gerade in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts aufgekommen sein soll, ist damit nicht erklärt; in den ersten Jahrhunderten hören wir nichts davon und das Grundstück an der Via Appia ist in heidnischen Händen. Und die Worte „Domus Petri" sind nicht vor dem fünften Jahrhundert eingeritzt. Der ganze Erklärungsversuch verkennt den eigentümlichen Charakter der Memorie. Das Gegenstück dazu ist der ebenfalls im dritten Jahrhundert errichtete Versammlungsraum, der an den Eingang zur Domitillakatakombe angebaut worden ist. Auch hier ein nach dem Hofe zu offener Raum, an dessen Wänden eine Bank herumläuft. Noch ist der Brunnen erhalten, der hier auf der gegenüberliegenden Hofseite angebracht ist. Unverkennbar haben wir ein Nachbild der antiken Triklia mit anstoßender Pergula, Laube, vor uns, wie die heidnischen Collegien an ihren Grabstätten sie anlegten.

Zu erweisen ist freilich nur der Brauch der Petrus- und Paulusverehrung, der sich an die Memoria Apostolorum knüpfte, und die Vorstellung, auf der er beruht, daß wenigstens die zeitweilige Ruhestätte der beiden Apostel in der Nähe zu suchen sei. Vom Jahr 64 bis etwa 200 haben wir keine Kunde von ihren Gräbern. Um 200 zur Zeit des Presbyters Gajus zeigte man auf dem Vatikan das Grab des Petrus, das des Paulus an der Via Ostiensis, beide inmitten heidnischer Grabanlagen. Daran wird sich bis zum Jahr 258 nichts geändert haben. Aus diesem Jahr ist die Nachricht des stadtrömischen christlichen Festkalenders vom vierten Jahrhundert erhalten, wonach am 29. Juni das Fest des Petrus im Vatikan, des Petrus und Paulus „in catacumbas" und des Paulus an der Via Ostiensis begangen wird. Es ist ihr Natale, die Feier ihres Martyriums. Da die Feier in der nachmaligen Petrusbasilika auf dem Vatikan und in der Paulusbasilika außerhalb der Mauer durch die Gegenwart der Gräber bedingt war, so liegt die Annahme nahe, daß die Feier in der Basilika der Apostel an der Appischen Straße durch den wenigstens zeitweisen Besitz der heiligen Leiber veranlaßt sei. Das Jahr 258 weist auf die Valerianische Verfolgung: um eine Schändung der Gräber zu verhüten, habe man die geweihten Überreste in das Versteck an der Appischen Straße „in catacumbas" übertragen. Als dann nach dem Sieg der Kirche und als Stiftung Konstantins die Basilika des Petrus und wohl auch gleichzeitig die des Paulus erstand, wurden die Leiber an die ursprünglichen Grabstätten zurückgebracht. Die Memorie der Apostel aber lebte nach nicht hundertjährigem Bestand in der Basilika an der Via Appia weiter, bis in unsern Tagen ihre Reste wieder ans Licht traten.

Allein diese Annahme wird von Schwierigkeiten bedrückt. Sie liegen weniger in dem Wortlaut des Damasustextes, der von einem Aufenthalt der Apostel an dieser Stelle spricht, als in dem Umstand, daß bisher noch keine Grabstätte gefunden wurde, die mit überzeugenden Gründen als Ruhestätte der Apostel angesehen werden könnte. Es scheint nahe zu liegen, daß man diese an der beschriebenen Stelle jener Treppe sucht, die, während die Wand sonst roh gelassen wurde, mit Stuck verziert und durch Graffiti ausgezeichnet ist. Aber wenn es richtig ist, daß ebenda ein neuer Quellarm in den Schacht eintritt, der noch heute fließt, wird man sich schwerlich zu der Ansicht entschließen, daß die ehrwürdigen Leichen einst hier geborgen wurden. Es läßt sich denken, daß hier eine Schöpfstelle für die Teilnehmer der Agapen war und daß dieser Umstand zu den Inschriften an der Wand den Anstoß gab.

Andere Schwierigkeiten aber wiegen schwerer. Während der Valerianischen Verfolgung war den Christen der Zutritt zu den Cömeterien verboten. War die behördliche Erlaubnis zu der in Rom sehr erschwerten Überführung von Totenleibern für Christen in der Verfolgungszeit zu erlangen? Ein Hauptmotiv des Verbots war doch eben die Absicht, den Märtyrerkultus wie überhaupt allen Kultus an diesen Orten zu unterbinden. Eine heimliche Entfernung der Gebeine aber war ein Wagnis, das eine Gefahr für diese Reliquien sicherer heraufbeschwor, als sie bei dem Weihecharakter und dem staatlichen Schutz der Grabmonumente vom Pöbel zu befürchten war. Man mag darauf hinweisen, daß, wenn der 29. Juni 258 wirklich den Tag der Überführung der Gebeine nach der Appischen Straße bezeichnen sollte, er gerade noch in die Zeit des ersten milderen Verfolgungsedikts des Valerian fällt; aber man bewegt sich nicht auf sicherem Boden, so daß dem geschichtlichen Urteil Zurückhaltung auferlegt ist. Auch gegenüber der anderen Vermutung, daß die Apostelleiber vielmehr schon nach der Hinrichtung „in catacumbas" verbracht worden seien und

daß die Erinnerung daran im Lauf des dritten Jahrhunderts wieder belebt worden sei. Denn es ist doch recht unwahrscheinlich, daß man die Toten in so großer Entfernung vom Hinrichtungsplatz bestattet hätte, wobei man den Weg durch die ganze Stadt hätte nehmen müssen. Diese Hinrichtungsplätze wird man in der römischen Gemeinde nicht vergessen haben, als solche kommen aber nach der Überlieferung nur der Vatikan und die Gegend von San Paolo in Betracht. In wichtigen Stücken hat sich die altchristliche römische Tradition als zuverlässig erwiesen, und es ist bei der antiken Gräberfürsorge möglich, daß sich in Bezug auf die Grabstätten des Petrus und Paulus in Rom eine gute Überlieferung erhalten hat. Man weiß aber auch aus der Geschichte der Heiligengräber, wie häufig Einbildungskraft und Gesichte bei ihrer Auffindung beteiligt sind. Und so wird man sich, falls uns nicht noch ganz unerwartete Aufschlüsse zuteil werden, damit bescheiden müssen, als kirchengeschichtliches Ergebnis dieser Ausgrabungen zu verzeichnen, daß in dem Apostelkult der Memoria an der Appischen Straße ein intimes Stück frühchristlichen Lebens aufgedeckt worden ist.

Marburg Rudolf Günther

Nachtrag: Die Ausgrabungen in Ephesus

Der vorstehende Bericht war bereits zum Druck befördert, da ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß die nach langjähriger Unterbrechung im Herbst 1926 wieder aufgenommenen Ausgrabungen im Ephesus zu hochbedeutsamen Ergebnissen geführt haben. Die Mitteilungen sind, wie der an den Arbeiten beteiligte Professor D. Adolf Deißmann bestätigt, zuverlässig. Die Ausgrabungen wurden von dem Museum in Smyrna in Verbindung mit Wiener Gelehrten und dem genannten reichsdeutschen Theologen unternommen.

Bereichert wurde zunächst die Kenntnis der antiken Topographie, Architektur und bildenden Kunst, dazu kommen wichtige Inschriftenfunde. In der zweiten Grabungsperiode aber wurde eine große altchristliche Katakombenanlage aufgedeckt, wie sie in irgend vergleichbarem Umfang der Boden Kleinasiens bisher nicht hergegeben hatte. An den stark zerklüfteten Hängen des Panajirdaghs ziehen sich ausgedehnte Nekropolen der ehemaligen Hauptstadt des westlichen Kleinasiens hin. Dort befindet sich die seit anderthalb Jahrtausenden bei Christen und Mohammedanern sehr verehrte Grotte der heiligen Sieben Schläfer, die sich nach der Legende während der Verfolgung des Decius in eine Höhle bei Ephesus geflüchtet hatten und nach zweihundertjährigem Schlaf auf kurze Frist zur Bezeugung des Wunders in das Leben zurückgekehrt waren. Ihrem Kulte vor allem wird die unmittelbar daneben aus dem Stein geschnittene Kirche gewidmet gewesen sein. Hier wurde der Spaten planmäßig eingesetzt, mit dem Erfolg, daß aus dem Schutt und Geröll der Jahrhunderte eine umfängliche Begräbnisstätte ephesischer Christen, die in der Nähe berühmter Heiligengräber die letzte Ruhe gesucht hatten, zu Tage kam. Die aus den Katakomben der Mittelmeerländer bekannten Grabformen kehren fast alle wieder: Troggräber mit Arkosolien, Nischengräber mit vielen Bestattungen übereinander, gemauerte Senkgräber, Lokuli und Anderes mehr. Während über malerische Ausschmückung noch nichts verlautet, kann bereits festgestellt werden, daß den Gräbern zahlreiche Totenspenden entnommen wurden: Tongefäße und Ampullen, vor allem Lampen, diese in etwa 170 Mustern, zum Teil bildnerisch verziert mit Szenen des antiken und altchristlichen Bilderkreises. Auch Inschriften sind entdeckt. Die freigelegte Cömeterialkirche kann jetzt erst in ihrer architektonischen Bedeutung gewürdigt werden. Der christlichen Altertumswissenschaft stellt das neuerschlossene Arbeitsfeld eine reizvolle Aufgabe. R G

Tagung des Hochkirchlich-ökumenischen Bundes

30. November bis 1. Dezember 1926 in Berlin

Der „Hochkirchlich-ökumenische Bund" spaltete sich vor zwei Jahren von der „Hochkirchlichen Vereinigung" ab, die sich 1918 gebildet hatte, und die in der „Hochkirche" ihr Organ besaß. Die Ursache dieser Spaltung war einmal die allzu nationalistische Einstellung der Führer der Vereinigung, welche einen ökumenischen Austausch mit den Kirchen des ehemaligen „Feindbundes" unmöglich machte, dann ihr einseitiges Sichfestlegen auf die Confessio Augustana, was eine Mitarbeit der Nichtlutheraner (Altkatholiken, Katholisch-Apostolischen usw.) erschwerte. Die neue Gruppe, die ihr Programm ausschließlich auf dem Glauben der „ungeteilten Kirche" aufbaute, schuf sich eine neue Zeitschrift in der „Una Sancta", deren Leitung der Münchener Historiker Professor A. v. Martin übernahm (vgl. die Kritik von Adolf v. Harnack, CW 1925, 7/8, 164 ff.). Die Zeitschrift, zunächst ein Organ des Bundes, wurde mit dem Beginn des zweiten Jahrganges (1926) auf eine breitere Basis gestellt; Angehörige aller christlichen Kirchen zeichneten als Mitherausgeber, sogar ein römisch-katholischer Laie. Mit dem nächsten Jahrgang wird das Hochkirchliche noch stärker in den Hintergrund treten, insofern zwei wohl ökumenisch gesinnte, aber nicht hochkirchliche Protestanten, René Wallau, der Verfasser des bekannten Werkes über die christliche Einigung, und Wilfred Monod, einer der aktivsten Mitarbeiter der Stockholmer Konferenz, in die Schriftleitung eintreten. Die Una Sancta hat sich in kurzer Zeit einen beträchtlichen Leserkreis erworben und erfreut sich auch außerhalb Deutschlands, zumal in England, großer Beliebtheit.

Wie die Una Sancta, so hat nunmehr auch der Hochkirchlich-ökumenische Bund eine breitere öffentliche Wirksamkeit begonnen. Die letzte Tagung, die in Berlin am 30. 11. und 1. 12. stattfand, wurde eröffnet mit einem öffentlichen Vortrag, den der Schreiber dieser Zeilen in der Berliner Universität vor einer Hörerschaft aus allen Konfessionen hielt. Gegenstand des Vortrags war „die katholische Bewegung in der anglikanischen Kirche", die der Berichterstatter bei seiner diesjährigen Englandreise studiert hatte. Der Vortragende ging aus von dem merkwürdigen katholisch-reformatorischen Doppelcharakter des anglikanischen Kirchenwesens und schilderte dann die hochkirchlich-katholische Tradition, die sich in der Kirche Englands seit den Tagen eines Andrews und Laud bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts fortsetzte. Dem völligen Zerfall, den das kirchliche Leben vor 100 Jahren in England aufwies, folgte das große Catholic Revival der Oxford-Bewegung, die zunächst eine theologische Erneuerung des Kirchengedankens und eine Belebung mystisch-asketischer Frömmigkeit bedeutete, bald aber eine ritualistisch-liturgische Reform und eine kirchliche Unionsbewegung nach sich zog. Der Redner schilderte den dramatischen Verlauf des Catholic Movement, das sich in unsagbaren, mehr als fünf Jahrzehnte dauernden Schwierigkeiten, Kämpfen und Verfolgungen in der englischen Staatskirche Raum verschaffte. Er umschrieb sodann die dogmatische, kultische und kirchenpolitische Stellung des heutigen Anglokatholizismus, der unter allen Richtungen der anglikanischen Kirche die stärkste Kraft aufweist und auch die protestantischen Gruppen dieser Kirche wirksam beeinflußt hat. Die gegenwärtige Krise der anglikanischen Kirche, die sich in dem Streit um die reservation (Aufbewahrung) der Eucharistie konzentriert, ist bedingt 1. durch das Wiederaufleben eingewurzelter protestantischer Anschauungen, das als Reaktion gegen den rapiden Machtzuwachs der Anglokatholiken unvermeidlich war, 2. durch die einseitig romanisierenden Tendenzen der extremen Anglokatholiken, die kritiklos das ganze römische System kopieren. Der Vortragende, der aus seinen Sympathien für die anglokatholische Bewegung kein Hehl machte, war mit Bischof Gore, dem hervorragendsten anglikanischen Theologen und Kirchenmann der neuesten Zeit, einig in der Verurteilung der extremen Romanizers. Er sieht mit ihm die Aufgabe der Anglokatholiken darin, in steter Auseinandersetzung mit dem nonkonformistischen, dem orthodox-orientalischen und dem römischen Kirchengedanken und im Festhalten an der via media der besten anglikanischen Tradition einen selbständigen Typus katholischen Denkens und Lebens zu gestalten: a catholicism which is scriptural, liberal-spirited and comprehensive. — In der Aussprache meldete sich vor allem römisch-katholische Opposition. Ein Quickborner verfocht den päpstlichen Kirchengedanken in liberaler, ein Jesuit in intransigenter Form. Pater Laiber, S. J., klärte die Anwesenden darüber auf, daß die Vertreter des hochkirchlich-ökumenischen Bundes vom Katholizismus (d. h. dem römischen Katholizismus) durch einen „Abgrund" getrennt seien, da sie 1. den Jurisdiktionsprimat des Papstes ablehnten und 2. den unverfälschten lutherischen Rechtfertigungsbegriff proklamierten. Die brüske Erklärung des Jesuiten, über welche die liberalen Katholiken Berlins sehr betrübt waren, erwies dem Hochkirchlich-ökumenischen Bund insofern einen guten Dienst, als die evangelischen Hörer des Vortrags sich auf diese Weise überzeugen konnten, daß der Zweck des Bundes nicht, wie vielfach geglaubt wird, die Konversion zu Rom ist.

Am folgenden Tage fand in der Dorotheenstädter Kirche eine „Eucharistiefeier" statt, zu der sich außer den evangelischen Mitgliedern des Bundes eine große Schar von Beobachtern eingefunden hatte. Die Pfarrer dieser Kirche, die für besonders liberal gelten, hatten ihrem Liberalismus ein schönes Zeugnis ausgestellt, indem sie kein Bedenken trugen, ihre Kirche für einen hochkirchlichen Gottesdienst zur Verfügung zu stellen. Vor der Eucharistiefeier legte — ein ungewöhnliches Bild in einer evangelischen Kirche — eine Reihe von Teilnehmern ihre Privatbeichte ab. Der Gottesdienst selber, sagen wir ruhig das Hochamt, mag auf puritanische Protestanten bisweilen atembeklemmend gewirkt haben. Der amtierende Geistliche in einer Alba und gotischen Kasel, neben ihm ein Diakon im weißen Chorrock und mit der Stola, Weihrauch, Genuflex, Elevation der Elemente, Altargesang, Gedächtnis der Heiligen, Gebet für die Toten — das alles nimmt sich für einen oberflächlichen Beobachter wie eine Imitation römischer Kultformen aus. Aber schon die Liturgie, welche römische, ostkirchliche und lutherische Elemente organisch verband, mußte die Teilnehmer davon überzeugen, daß hier nichts Katholisches oder Altkirchliches mechanisch kopiert wurde, sondern daß alles schöpferisch neugestaltet war. Was aber dem Ganzen seine evangelische Prägung gab, war die prachtvolle Predigt von Pfarrer Glinz (Müllheim, Schweiz), an der sich auch der eifrigste Puritaner erbauen mußte. „Christus ist größer als Kirche, Dogma, Kultus und Ordnungen." „Wir müssen der Gefahr entgehen, edelstes Menschliches und Kirchliches statt in den Dienst an die Stelle Gottes treten zu lassen." „Wir bekennen als Erstes und Oberstes die Liebe; und mit der Liebe bekennen wir die Freiheit." Diese und ähnliche Sätze zeigten deutlich genug, daß wir uns auf dem Boden evangelischer Freiheit und nirgends anderswo befanden. Man spürte nie eine trennende Schranke gegenüber jenen Christen, welche katholische Tradition und hochkirchliche Formen ablehnen; und man fühlte aus allen Worten die dankbare Freude über das besondere Gut, das die evangelischen Kirchen als Beitrag der Gesamtkirche zu

schenken haben. Und durch die ganze Predigt klang laut und eindringlich der Fundamentalsatz von der gratia sola — die positive Bestätigung des negativen Urteils, das der Jesuit am Vorabend ausgesprochen hatte. Mit diesem evangelischen Bekenntnis verband sich jedoch das katholische zur permanenten Inkarnation des Gottessohnes in der Eucharistie wie in der sichtbaren Kirche und im Gnadenleben des Christen überhaupt. Bei diesem Bekenntnis berief sich der Prediger auf Schleiermacher, der bei der Gedächtnisfeier der Übergabe der Confessio Augustana erklärt hat, daß Rechtfertigung nicht nur Gerechterklärtwerden bedeute, sondern Einwohnen Christi, Aufnehmen und Haben des ewigen Christus. Die Predigt brachte schließlich auch jene Entschlossenheit zur Tat und zum Opfer zum Ausdruck, welche die ganze Tagung beseelte. „Wir kämpfen einen Kampf darum, das Alte und Älteste im Christentum auf unserem evangelischen Boden bekennen und betätigen zu dürfen, einen Kampf, dem nicht nur die Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern die noch mächtigeren der geduldigen und ausdauernden, zu Opfer, Leiden und stillem Martyrium bereiten Liebe, der auch vor der kirchlichen und wissenschaftlichen Welt die Schmach Christi auf sich nehmenden Liebe das Gepräge geben sollen." Die von evangelischer Reinheit und katholischer Weite erfüllten Worte des Predigers bildeten die rechte Vorbereitung zu der Kommunionfeier, die nicht eine Kommunion ritualistischer Sonderlinge war, sondern eine Liebesvereinigung mit der ganzen Christenheit.

Nach der Abendmahlsfeier fand eine öffentliche Versammlung statt, bei der Professor Ludwig Berg über seine Studienreise zu den orthodoxen Kirchen Serbiens und Bulgariens berichten sollte. Da der Redner in letzter Stunde erkrankt war, mußte der Schreiber dieser Zeilen mit einem improvisierten Vortrag über den „Stand der kirchlichen Einigungsbestrebungen" einspringen. Er schilderte die Entstehung und das Fehlschlagen der anglikanischen Bestrebungen um eine home-reunion und berichtete dann über die anglikanischen Unionsverhandlungen mit den Orientalen, den Orthodoxen, sowie über die berühmten conversations mit Kardinal Mercier in Mecheln, die mit seinem Nachfolger, Erzbischof van Roey fortgesetzt wurden. Er führte sodann aus, warum der für das nächste Jahr geplanten Weltkonferenz für Faith and Order allgemein ein Fehlschlag prophezeit wird, und empfahl die Methode von Life and Work als die einzig verheißungsvolle Einigungsmethode. Doch hält er innerhalb dieses allumfassenden Kreises einen Zusammenschluß der verwandten Kirchengruppen, und zwar der liberal-katholischen wie der protestantischen, für möglich und wünschenswert. An eine konkrete Unionsmöglichkeit irgendeiner Kirche mit Rom glaubt der Redner nicht, doch erhofft er die Schaffung einer mehr irenischen Atmosphäre, von römischer Seite durch die Arbeit der benediktinischen Patres unionis, deren Zeitschrift Irenikon ihrem Titel wirklich Ehre macht, von evangelischer Seite durch die Pflege des franziskanischen Geistes, wozu das Franziskusjubeljahr besonderen Anlaß bietet. Er erinnerte an Paul Sabatier, der auf die Frage, wie er etwas zur Verständigung der Katholiken und Protestanten tun könne, von Ernest Renan die Antwort erhalten hatte, er solle den heiligen Franz studieren und propagieren; er erinnerte ferner an Wilfred Monod, der bei der Sitzung des Fortsetzungsausschusses der Stockholmer Konferenz in Bern die Versammlung aufforderte, der abwesenden römischen Kirche einen Platz in der Gestalt des Heiligen von Assisi zu schaffen. Zuletzt trat der Redner für die Gründung eines evangelischen Franziskanertertiarierordens ein, wie ihn Monod für das reformierte Frankreich geschaffen hat *); dabei wünschte er für einen deutschen evangelischen Tertiarenorden die Erinnerung an die heilige Elisabeth als die erste deutsche Franziskanertertiarin festzuhalten.

Am Nachmittag des 1. Dezember fand eine geschlossene Mitgliederversammlung statt, in der unter Anderem der erneute Zusammenschluß mit der Hochkirchlichen Vereinigung und die Gründung eines hochkirchlichen Exerzitienheimes besprochen wurde. Zum ersten Vorsitzenden des Hochkirchlich-ökumenischen Bundes wurde Pfarrer Gustav Adolf Glinz gewählt, der sich allenthalben besonderer Wertschätzung erfreut.

Die Berliner Tagung offenbarte die starke Aktivität, welche diese junge Bewegung besitzt, und ließ keinen Zweifel darüber, daß ihre Anhänger entschlossen sind, den Weg der Oxforder Bewegung zu gehen und sich im deutschen Protestantismus dieselbe Bewegungsfreiheit zu erobern, welche sich die Anglokatholiken in der anglikanischen Kirche erkämpft haben. Natürlich werden dabei Konflikte und Zusammenstöße ebenso unvermeidlich sein wie in England (obgleich es bei uns glücklicherweise wohl ausgeschlossen ist, daß ritualistische Geistliche ins Gefängnis wandern, wie das tatsächlich in England noch vor 40 Jahren der Fall war). Aber wir vertrauen darauf, daß die wirklich liberal gesinnten evangelischen Christen Deutschlands uns dieselbe Freiheit im gottesdienstlichen und religiösen Leben einräumen werden, die wir keiner anderen Gruppe irgendwie streitig machen, ja, mehr als dies, daß die Gemeinsamkeit des evangelischen Rechtfertigungsglaubens über die trennenden Unterschiede in der Bewertung der katholischen Tradition hinweg uns helfen wird, die brüderliche Gemeinschaft zu bewahren.

Marburg Friedrich Heiler

*) Vgl. CW 1926 Nr. 15 Sp. 744 f. Ein weiterer Artikel über Verwandtes folgt. D H

Vom Katholizismus der Gegenwart

1

Chinesische Bischöfe in Rom — Selige und Heilige — Enzyklika über Mexiko — Päpstliche Institute — Kleine Notizen

6. 12. 26

Bei der Kurie war während der fast zweimonatlichen Pause unserer Berichterstattung wohl das wichtigste Ereignis die feierliche Weihe der sechs chinesischen Bischöfe, die am 28. Oktober (Simon und Judae) an dem Tage stattfand, an dem der Papst selbst sieben Jahre vorher die Bischofsweihe empfangen hat. Unter den Geweihten waren ein Weltpriester, ein Jesuit, zwei Franziskaner und zwei Lazaristen. Der Popolo d'Italia hat (laut Germ. 534) berichtet, daß der Papst die Absicht gehabt hätte, auch einem Neger aus Uganda die Bischofswürde zu geben. Das sei jedoch am Einspruch Englands gescheitert. Auch in China sei schon früher zweimal (1880 und 1919) die Ernennung eines chinesischen Bischofs und die Einrichtung einer apostolischen Nuntiatur in Peking durch französischen Einfluß gescheitert. Die Tatsache, daß das französische Protektorat über die Christen in Kleinasien und im fernen Osten nicht mehr anerkannt wird, habe erst diese starke Heranziehung von Eingeborenen zur bischöflichen Würde möglich gemacht. Nach allen Berichten aus Rom muß die Feier der Bischofsweihe besonders eindrucksvoll gestaltet gewesen sein. Der Papst selbst habe seine Erregung nur mit Mühe meistern können. Die Fremden wurden mit Geschenken und Geldspenden aller Art und aus aller Welt überschüttet. Sie hielten ihre erste Pontifikalmesse in den Katakomben der ersten Märtyrer. Am Vorabend wurden sie im Propagandakolleg von den anwesenden Missionszöglingen in 23 verschiedenen Sprachen angeredet; für sie antwortete der apostolische Delegat in China Constantini mit einem Lobpreis der über alle Sprachen der Welt sich erstreckenden Katholizität der Kirche. Am Schluß aller Festlichkeiten und zahlreichen Empfänge erklärte der Franziskanerbischof Odoricus Tschung in italienischer Sprache, wie vom fernen Osten aus stets nach Rom, der Stadt der Apostel und dem Mittelpunkt der Kirche, ihnen Blick und Herz gerichtet bleiben werde.

*

Die letzte Seligsprechung des Jahres fand anläßlich der Feier des Festes des Königreichs Christi am 31. Oktober im Vatikan statt: der französische Pfarrgeistliche Natale Pinot, der 1794 als Opfer der französischen Revolution seine Treue gegenüber seiner Gemeinde als eidverweigender Priester mit dem Tode büßte, erhielt die Ehre der Altäre (Oss. Rom. 253). Anläßlich des gleich darauf gefeierten Allerheiligenfestes bringt das Novemberheft der „Stimmen der Zeit" einen Aufsatz von Karl Richstätter S. J. über „die Heiligen des letzten Jahrtausends", worin der Nachweis geführt wird, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters die deutschen Heiligen weit überwogen. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert, nicht erst seit der Reformation (vgl. oben Sp. 93) traten die deutschen Heiligen im Vergleich mit den romanischen Ländern erheblich zurück. Aus dem deutschen Sprachgebiet sind seit 1200 nur fünf Heilige hervorgegangen: die heilige Elisabeth, die erste Franziskanertertiarerin in Deutschland (gestorben 1231, kanon. 1233); die heilige Hedwig in Schlesien (gestorben 1243 in ihrem Kloster Trebnitz, kanon. 1267); Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit (gestorben 1595, kanon. 1925); Fidelis von Sigmaringen, der erste deutsche Kapuziner (gestorben 1622, kanon. 1746); Klemens Hofbauer, der erste deutsche Redemptorist (gest. 1820, kanon. 1909). Die heilige Gertrud (von Helfta, gestorben 1302) ist ohne förmliche Kanonisation 1377 ins römische Martyriologium eingetragen worden. Nachdem sie Patronin von Westindien und insbesondere Schutzherrin von Peru geworden war, wurde 1738 ihr Fest vom Papste für die ganze Kirche vorgeschrieben. Während dieser Zeit stellt Italien über 60, Spanien und Frankreich je etwa 20 Heilige. Die Spärlichkeit der Deutschen wird mit der Interesselosigkeit des deutschen Volkes für seine Heiligen erklärt. Schon eine Nachricht aus dem Spätmittelalter besage, daß Albertus Magnus und Thomas von Aquin zu gleicher Zeit zur Heiligsprechung vorgeschlagen worden seien, daß aber für den Ersteren die Deutschen nicht gründlich genug sich verwandt hätten. Das sei bis heute so; die Kritik gegen das „Bittere Leiden Jesu" der Katharina Emmerich käme aus Deutschland. Auch für andere Seligsprechungsversuche seien aus der deutschen Heimatdiözese die größten Schwierigkeiten bereitet worden. Unter etwa 400 laufenden Kanonisations- und Beatifikationsprozessen seien 20 bis 25 aus Deutschland. Eingeleitet sei die Beatifikation von drei deutschen Bischöfen (Rudigier von Linz, Tschidner von Trient und der Redemptoristenbischof Numona von Philadelphia); gute Aussicht habe auch die Seligsprechung des Jesuiten Peter Kratz aus Golzheim bei Düren, der als Missionar in Tongking den Märtyrertod starb. Eine große Schwierigkeit für die deutschen Heiligsprechungen sei der Umstand, daß die Prozesse der Ritenkongregation nur in den drei Sprachen des Lateinischen, Italienischen und Französischen geführt werden können, so daß alle deutschen Aktenstücke jedesmal übersetzt werden müssen. — Es wird schon so sein, daß in Deutschland infolge der Reformation auch bei den deutschen Katholiken das kritische Vermögen stärker ist (vgl. Sp. 93).

Immerhin gibt es auch deutsche Katholiken, die von den Wundergeschichten, z. B. des Rosenregens der kleinen Therese vom Kinde Jesu, gerne etwas hören und sehen. Für sie wird der Film „Die heilige Theresia vom Kinde Jesu" in sechs Akten, der zur Zeit in katholischen Volksbildungsveranstaltungen gezeigt wird (Augsb. PZ. 277) rührselige Befriedigung erwecken, und wohl auch den kritischen Sinn etwas ertöten helfen (vgl. Augsb. PZ. Sonntagsbeilage 47, S. 186).

*

Über Mexiko hat der Papst eine neue Enzyklika Iniquis afflictisque nominis am 18. November ausgegeben (Oss. Rom. 271; deutsche Übersetzung Augsb. PZ. 276—279), worin aller Welt die Leiden und die Standhaftigkeit der katholischen Christen in der von der mexikanischen Regierung ausgehenden Verfolgung bekannt gegeben werden sollen. Schon vorher hat der Oss. Rom. (Nr. 267) einen ausführlichen Artikel über Mexiko gebracht, worin mehrere Korrespondenzen über die Verfolgung zusammengestellt waren. Daraus ist bemerkenswert, daß die staatlich nicht registrierten Priester, die bei Zelebrierung der Messe angetroffen werden, ins Gefängnis geschleppt werden. Dabei habe in Noria Angelos ein Offizier die konsekrierten Hostien aus einer erbeuteten Hostienkapsel mit Sardinen zusammen auf einem öffentlichen Platze verzehrt. Die Bischöfe von Chiapas und Huajuapan und das ganze Domkapitel von Chilapa befinden sich im Gefängnis. Aus angeblichen Aussagen des Sowjetgesandten in Mexiko, die etwas naiv anmuten, wird dann der Nachweis versucht, daß der Bolschewismus die mexikanische Regierung beherrsche. Weiterhin wird „die Manie" dieser Regierung beklagt, die Tatsache der Verfolgung immer wieder ableugnen zu wollen. Die diplomatischen Vertreter Mexikos verbreiten in aller Welt, „es bestehe keine religiöse Verfolgung, sondern lediglich eine Rebellion des Klerus, der der Verfassung nicht folgen will". Zum Schluß wird erzählt, welchen Schikanen die jungen Katholiken und Katholikinnen ausgesetzt sind, die sich als Propagandisten der Liga zur Verteidigung der Religionsfreiheit betätigen. Zwei junge Männer im Alter von 17 und 24 Jahren haben dabei, als sie statt des Hoch auf Calles „Es lebe Christus der König" riefen, den Märtyrertod erlitten.

Nun ist ja die Regierung Calles von wirtschaftlichen Schwierigkeiten aller Art und von Aufständen, die bisher lokal unterdrückt werden konnten, umdrängt. Es wird berichtet, daß gegen den Druck der Zensur auch in liberalen Kreisen die Unzufriedenheit in Bildung einer „Zivilgesellschaft zur Verteidigung der Freiheit" sich Luft mache. Der Finanzminister Pani soll um der durch den Katholikenboykott vermehrten Finanzschwierigkeiten willen zurückgetreten sein. Die nordamerikanische Ölindustrie will sich in die mexikanische Bodengesetzgebung noch nicht fügen, wonach bis zum 1. Januar 1927 die fremden Eigentumsrechte in staatliche Konzessionen umgewandelt werden müssen. Die Bischöfe der mexikanischen Kirche betonen in einem besonderen Communiqué an den Kriegsminister, daß sie in diese Schwierigkeiten mit ihrem rein kulturellen Kampf nicht eingreifen. „In einzelnen Fällen gestatten die katholischen Theologen zwar sicher nicht die Rebellion, wohl aber die Verteidigung mittels der Waffen gegen die Angriffe der Tyrannei, nach Erschöpfung der friedlichen Mittel. Der Episkopat aber hat kein einziges Aktenstück veröffentlicht, worin gesagt wäre, die Lage Mexikos sei auf diesem Punkte angelangt. Man kann dem Episkopat auch nicht vorwerfen, er habe offiziell oder sonst auf irgendeine Weise eine solche Verteidigung unter diesen Umständen jemals für legitim oder illegitim erklärt. Wenn einzelne Katholiken, private Bürger, oder selbst Angehörige der Geistlichkeit glauben, man sei auf diesem Punkte angelangt, so tun sie das ohne offizielle Anweisung und Ermächtigung des Episkopates. Die Bischöfe sind überzeugt, daß sie aus gar keinem Grunde sich in die Lösung dieses Problems einmischen sollen, denn sie haben sich im Interesse der Religion außerhalb und über jeder Partei zu halten."

Es scheint jedoch, daß namentlich von amerikanischer Seite, von den katholischen Columbusrittern, die mit großer Wucht die Agitation gegen den „Bolschewismus" im Nachbarland führen, Grenzlinien zwischen kulturellen und wirtschaftlich-politischen Kampfmitteln nicht eingehalten werden. Die Adresse der Zentrale der Flugschriftenpropaganda der Columbusritter ist William Mc Ginsey, Supreme Secretary, Box 1670, New Haven, Conn. U. S. A. In einer dieser Flugschriften heißt es: „Die Columbusritter werden diesen Krieg gegen Radikalismus und Barbarismus bis zum Ende führen. Der Plan ist ungeheuer wichtig, so wichtig, daß es nicht das geringste Zurückweichen geben darf. Wir werden nicht wanken und nicht stürzen. Das versprechen wir Columbusritter!"

Die päpstliche Enzyklika geht aus von den Bestimmungen der Verfassung von 1917 über die Religion, gegen welche die Kirche vom Standpunkt des göttlichen Rechts grundsätzlich protestieren müsse. Sie schildert sodann ausführlich den „Verleumdungsfeldzug der Regierung", und die „gegenwärtige Lage", d. h. die Beschränkung der Priesterzahl, sowie den Terror über die Jugendbildner und über die den Widerstand leistenden Katholiken. Auch die „erfolglosen Versöhnungsversuche" (Sp. 871 f.) werden natürlich unter dem Gesichtspunkt besprochen, daß es nicht möglich gewesen sei, von den Grundsätzen etwas abzulassen. Zum Schluß wird die unerschütterliche Haltung der Bischöfe, Priester und Gläubigen in Mexiko, sowie die Haltung der katholischen Vereine gerühmt, unter denen die Columbusritter und die beiden katholischen Gesellschaften der mexikanischen Jugend und der mexikanischen Damen besonders genannt sind.

In diesem Zusammenhang sei zur Orientierung auf zwei im Volksvereinsverlag in München-Gladbach neu erschienene Broschüren hingewiesen: Die eine, **Mexiko von heute und morgen,** von Studienrat Alexander Stelzmann (Staatsbürgerbibliothek 151, M.-Gladbach 1926. 80 Pfg.), erwähnt auch nicht mit einer Silbe den gegenwärtigen Kulturkampf, sondern schildert höchst sachlich und ausreichend auf 52 Seiten Geographie, Ethnologie, Wirtschaft, Recht, Religion und Geschichte des Landes mit dem Blick auf die Möglichkeit der deutschen Einwanderung. Die andere ist eine apologetische Kampfschrift von einem Landeseingeborenen: José Echeverria, **Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko in den letzten 13 Jahren** (118 S. 1.60 M. M.-Gladbach 1926). Hier ist das Kampfmaterial vollständig zusammengestellt; zugleich wird gegenüber dem Einwand der Regierung, daß sie gegen die Verfassung nicht verstoßen könne, der Nachweis versucht, in wieviel Fällen zu Ungunsten der Katholiken die Verfassung verletzt worden sei. Interessant ist die Nachricht, daß in der Regierung Calles sowohl der Außenminister (Aaron Saënz), als auch der Unterstaatssekretär für das Unterrichtswesen (Moses Saënz) protestantische Geistliche sein sollen (vgl. Augsb. PZ. 273).

*

Das Päpstliche Institut für christliche Archäologie, das durch ein Motuproprio vom 11. 12. 1925 zur Erinnerung an die Katakombenausgrabungen des heiligen Jahres gestiftet worden ist, wurde am 17. 11. mit 4 Professoren, 1 Sekretär, 1 Assistent, 16 Studenten und 5 Hospitanten eröffnet. Zu den Professoren gehören zwei Gelehrte aus dem deutschen Sprachgebiet: Prälat Dr. J. P. Kirsch, bisher Universitätsprofessor in Freiburg i. Schw., sowie der bisherige päpstliche Protonotar und Katakombenforscher Dr. Joseph Wilpert. Außerdem ein Italiener Silvagni, Spezialist für altchristliche Inschriften, und der französische Benediktiner An. Quentin (für Liturgie und Hagiographie der alten Kirche).

Auch das im heiligen Jahr gestiftete Missionsethnologische Museum, dem im Laterangelaß neben dem päpstlichen „Weltlichen Museum" und dem „Christlichen Museum" Unterkunft geschafft wurde, ist nun durch Motuproprio vom 16. 11. (Oss. Rom. 266) errichtet worden. Dabei wurde eine besondere neue Kommission für die päpstliche Museumsverwaltung eingesetzt, die bestehen soll: 1. aus einem Sekretär der Propagandakongregation als Präsident; 2. dem Generaldirektor der päpstlichen Museen und Galerien; 3. dem wissenschaftlichen Direktor des missionstheologischen Instituts; 4. dem Verwaltungsdirektor der Museen des Laterans.

Das Orientalische Institut unter Leitung von Bischof d'Herbigny S. J. hat seinen neuen Gebäudekomplex, das vom italienischen Staat angekaufte Militärspital bei S. Maria Maggiore bezogen. Das bisherige Collegium Bohemicum ist zu einem Päpstlichen St. Johannes-Nepomuk-Kollegium erweitert worden, worin Angehörige aller Nationen des tschechoslowakischen Staates Unterkunft finden.

*

Zum Schwerstverträglichen im Problem der Wiedervereinigung für die katholischen Kreise gehört die Tatsache, daß der orientalisch-orthodoxe Episkopat die Annäherung an die anglikanische Kirche sucht. So weilten im Oktober ein Metropolit und mehrere Bischöfe der orientalischen Kirche in London, und der Erzbischof von Canterbury wohnte bei diesem Anlaß am 31. 10. mit seiner Begleitung der Liturgie in der russischen Kirche in London bei. Auf demselben Tage bestellte sich nun der katholische Erzbischof Bourne in seine Kathedrale nach Westminster den neukonsekrierten (vgl. Sp. 977) „russischen Bischof" (Germ. vom 9. 11.) d'Herbigny (S. J.) und einen P. Wladimir Abrikossow aus Rom zu einem feierlichen Ritus nach morgenländischen Ritus. Ich habe Nachricht aus London, daß der Abklatsch lächerlich wirkte und daß die Occidentalen in Westminster unter sich blieben. Im Anschluß daran fand eine orientalisch-liturgische Woche im katholischen Westminsterdom statt (Augsb. PZ. 261).

Unter den Papstbesuchern im November war auch Kardinal Dr. Schulte von Köln. Sein Besuch galt, wie WTB berichtet, der Errichtung einer kanonischen Fakultät in Köln, für welche der Kölner Stadtsenat die Mittel zur Verfügung stellen will, sowie der Neuordnung der Seelsorge der deutschen Katholiken in Italien, zu deren Protektor der Kardinal ernannt ist.

Zwei Hochzeiten sind im Bereich der katholischen Kirche in letzter Zeit viel besprochen worden. Die eine war die Trauung einer Nichte des Papstes mit einem italienischen Diplomaten, die der Papst selbst vornahm und bei der er eine Ansprache über das Sakrament der Ehe hielt. Die andere war die Vermählung der schwedischen Prinzessin Astrid mit dem belgischen Thronfolger, die als Mischehe trotz des strengen Kirchenrechts dennoch vom belgischen Episkopat konzediert werden mußte, auch wenn er sich beim allgemeinen Glückwunsch des Volkes anfänglich zurückhielt.

In Wien ist der Jesuitenpater Heinrich Abel im Alter von 83 Jahren gestorben, der entgegen aller sonstigen jesuitischen Praxis 35 Jahre lang, seit 1891, von seinen Oberen an seinem Posten gelassen wurde; der „Männerapostel Wiens"

ein geborener urwüchsiger Bayer, der mit Lueger zusammen, dem Begründer der christlich-sozialen Partei in Österreich, „die Wiener wieder katholisch zu machen" als seine Lebensaufgabe ansah, die er auch unermüdlich in Männervereinstätigkeit aller Art, in Einrichtung von gutbesuchten Männerwallfahrten, in kräftig packenden Predigten und in aufreibender Einzelseelsorge durchgeführt hat. Sein Begräbnis hat hunderttausend katholische Männer Wiens auf die Beine gebracht.

Beim Universitätsjubiläum in München (30. November) hielt Kardinal Faulhaber die Festpredigt über „Paulus auf dem Areopag" (vgl. Augsb. PZ. 278). Es fällt darin auf, daß der Prediger bei dieser Gelegenheit die Aufschrift „dem unbekannten Gott", als ein Ignoramus-Geständnis der griechischen Philosophie deutet und bezüglich der neueren Erörterungen über den Agnostos Theos den Schein der Unkenntnis erweckt. Mit der theologischen Fakultät werde in die Hochschule ein Altar mit der Aufschrift „dem bekannten Gott" hineingestellt.

Die Alkoholnot, die in vielen katholischen Kreisen bisher nicht so ernst genommen wurde, wie auf evangelisch-kirchlicher Seite, hat nun doch auch die Bischöfe der Fuldaer Bischofskonferenz in einer Kundgebung an das „Kreuzbündnis", den Reichsverband abstinenter Katholiken, zur Mahnung veranlaßt, daß vor allem die Jugend und das Familienleben vor den Schädigungen der Trunksucht geschützt werden müssen. Der Kreuzbund suchte auf seiner Tagung am 4. 10. in Mannheim die katholischen Glaubensgenossen insbesondere dadurch aufzurütteln, daß auf die unwürdige Alkoholreklame hingewiesen wird, bei der Klosterbrüder und katholische Einrichtungen in Bild und Namen („Bruder Martinus-Schnaps" usw.) eine bedenkliche Rolle spielen. Doch die Namen und die ihnen zugrunde liegenden Tatsachen der Benediktiner- und Chartreuselikör, der Weine der Hochheimer Domdechanei u. A., sowie der verschiedenen bayrischen Klosterbräubiere werden wohl alle zur Sprache kommen, wenn die Forderung des Kreuzbundes erfüllt wird, daß der Reichstag in das Schankstättengesetz eine Bestimmung aufnehme, welche eine mißbräuchliche Benutzung katholisch-kirchlicher Einrichtungen in der Alkoholreklame unmöglich machen soll.

2

Weihnachtsansprache des Papstes — Mexiko — Evangelischer Bund

26. 12. 26

Im geheimen Konsistorium (am 20. 12.) hielt der Papst die übliche Ansprache mit einem Überblick über die Hauptereignisse des vergangenen Jahres. Nach kurzer Erwähnung des Eucharistischen Kongresses in Chicago, der Franziskusfeierlichkeiten und der Konsekration der chinesischen Bischöfe beklagte der Papst 1. die mexikanische Verfolgung, von deren Schärfe und Grausamkeit neuerdings besonders betrübliche Nachrichten eingelaufen seien; 2. die Lage in Frankreich, wo das päpstliche Vorgehen gegen die Action française zu einem riesigen, das ganze katholische Frankreich bewegenden Ärgernis sich ausgewachsen hat; und er besprach 3. das Verhältnis zu Italien, wo zwar die Abwendung des Attentats zu sehr anerkennenden Worten über den Leiter der Regierung des Landes, die Gewalttätigkeiten der faschistischen Unterorgane aber gegen kirchliche Einrichtungen und Personen zu Klagen Anlaß gaben. Den Franzosen wird vorgehalten, es sei für Katholiken nicht gestattet, Zeitungen zu unterstützen, zu begünstigen oder zu lesen, die von Männern geleitet werden, deren Veröffentlichungen nach dem katholischen Dogma und der katholischen Moral zu verdammen sind; das politisch so gespaltene Volk müsse durch die Religion zu einer großen und segensreichen Einigung kommen.

In diesem Konsistorium erfolgten sodann die neuen Kardinalsernennungen: der Erzbischof von Turin, Gamba, und der viel genannte Nuntius in Warschau, Lauri, erhielten den Purpur. Letzterer 1864 in Rom geboren und dort in der römischen Geistlichkeit emporgekommen, seit 1917 Nuntius in Peru, kam 1921 als Nuntius nach Warschau. Von den Deutschen im polnischen Gebiet wurde sehr stark über ihn geklagt, daß er die Gleichung katholisch-polnisch begünstigt und namentlich die Kurie einseitig orientiert habe über die polnisch-politische Tätigkeit des früheren Bischofs von Kattowitz Dr. Hlond, der vor kurzem zum Erzbischof von Gnesen ernannt worden ist. Jedenfalls ist Lauri, der den stärksten Anteil am Zustandekommen des polnischen Konkordats hat, zur allgemeinen Überraschung die Treppe hinaufgefallen. Noch vor vier Wochen konnte man in der katholischen Presse Deutschlands lesen, daß er in Ungnade abberufen und durch den Prager Nuntus Marmaggi ersetzt werden solle.

Anhangsweise sei bezüglich der „nahezu unhaltbar gewordenen Lage" der deutschen Katholiken in Oberschlesien auf die drei Artikel des Ritter von Lama in Augsb. PZ. 238. 261. 265 hingewiesen. Wir kommen auf dieses „Martyrium der deutschen Katholiken in Polnisch-Oberschlesien" zurück.

*

Der mexikanische Kulturkampf hat im Laufe des Dezember weitere Verschärfungen erfahren:

1. Die Konfliktsgefahr zwischen Amerika und Mexiko wurde beigelegt durch eine Erklärung des mexikanischen Botschafters in Washington, welche die Rechte der ausländischen Petroleumsgesellschaften bestätigte, so daß bei ihnen die gegenüber den inländischen Besitzern verlangte Umwandlung des Bodenrechts in staatliche Konzessionen nicht in Anwendung gebracht werden soll (WTB 2. 12). Mit dieser wirtschafts- und außenpolitischen Nachgiebigkeit hat sich die Regierung Calles in den Stand gesetzt, den innerpolitischen Kampf um die Staatshoheit gegen die Kirche desto entschiedener durchzuführen. — Doch ist neuestens (30. 12.) der Konflikt über Nicaragua und Panama von Neuem ausgebrochen.

2. Daß die Katholiken der Vereinigten Staaten von Nordamerika über diesen Frieden enttäuscht sind, zeigt sich in verschiedenen Äußerungen. Schon Mitte November hatte der Primas von Nordamerika, Erzbischof Curley von Baltimore, einen offenen Brief an die Regierung der USA gerichtet, worin die ganze Regierung, und insbesondere auch Coolidge beschuldigt werden, daß ihre Politik die Verfolgung der Katholiken in Mexiko begünstige und unter ihrem Schutz die nordamerikanischen Methodisten mit den bolschewistischen Freimaurern in Mexiko einen Bund geschlossen hätten zur Unterdrückung der katholischen Kirche (zuerst in The Baltimore Cath. Review, vgl. KWZ 851). Am 16. 12. haben die katholischen Bischöfe der Vereinigten Staaten einen gemeinsamen Hirtenbrief zur Aufklärung der öffentlichen Meinung in der Union erlassen, worin die Unterschiede zwischen der amerikanischen und der mexikanischen Praxis der Kirche hinsichtlich der Gewissensfreiheit und der Kirchengesetzgebung dargelegt und die üblichen Anklagen (gegen den Reichtum, gegen die Politisierung der mexikanischen Kirche usw.) abgetan werden. Trotz aller Anstrengungen ist es bisher den Katholiken in der Union nicht gelungen, die größere Öffentlichkeit zur politisch bewegten Leidenschaft für die katholische Kirche im Nachbarland zu bewegen.

3. Die Regierung Calles in Mexiko bemüht sich weiter um Organisierung einer nationalen mexikanischen Kirche. Der Innenminister Tejeda verhandelte mit mehreren Bischöfen und Priestern hierüber und stellte ihnen Rückerstattung des gesamten kirchlichen Besitzes in Aussicht, fand aber strikte Ablehnung. Ferner wurde ein neues Staatskirchengesetz eingebracht und vom Parlament angenommen, das als Ausführungsbestimmung zu Art. 130 der mexikanischen Verfassung von 1917 die Trennung von Staat und Kirche bis in alle Einzelheiten durchführt. In 20 Artikeln werden hier sehr scharfe Bestimmungen über ein bürgerliches Eherecht, Besitzrechte der „religiösen Vereinigungen, genannt Kirchen", Eigentumsrechte und Nutzung an den kirchlichen Gebäuden, Zensur der kirchlichen Presse u. A. ausgesprochen. Die Kirchen haben nicht die juristische Persönlichkeit und können nur mobilen Besitz erwerben; die Religionsdiener unterliegen den gesetzlichen Bestimmungen über die Gewerbetreibenden, müssen sämtlich Inländer sein; periodische Druckschriften jeglicher Art, auch handschriftlich verbreitete Flugblätter, welche Kritik an staatlichen Maßnahmen üben, werden konfisziert; Zeugnisse geistlicher Lehranstalten werden in staatlichen Bildungsinstituten nicht anerkannt; das Erbrecht von Kultusdienern ist aufs äußerste eingeschränkt. (Den Wortlaut des Gesetzentwurfs in italienischer Übersetzung bringt Oss. Rom. 287.) Die mexikanischen Behörden erklären in immer neuen Kundgebungen, daß sie keine Gegner der Religion, der Geistlichkeit und des Kultus seien, sondern nur einfache Hüter der Autorität des Staates und des Gesetzes, dessen Übertretungen durch Angehörige der katholischen Kirche unter keinen Umständen zugelassen werden könnten.

4. Es verging im Dezember kaum ein Tag, an dem nicht im Blatte des Vatikans an der Stelle der Leitartikel große Berichte über Einzelheiten der Verfolgung und Protesterklärungen aus aller Welt veröffentlicht worden wären. Danach sind zahlreiche Geistliche in verschiedenen Konzentrationslagern unter dauernder Beobachtung. Unter den Todesopfern werden bisher 102 Priester gezählt. Der Abgeordnete Morones soll in der Abgeordnetenkammer zur Tötung der Priester aufgefordert haben, da von ihnen die Revolutionspläne gegen die Regierung ausgehen würden. Aus den 33 mexikanischen Diözesen sind (nach Oss. Rom. 294) 16 Bischöfe an der Amtsausführung verhindert: 6 in der Hauptstadt festgehalten; 2 im Gefängnis (darunter nennt Oss. Rom. 294 auch den angeblich im Gefängnis tot aufgefundenen José de J. Manriquez y Zarate von Hujetla; sein nirgends dementierter Märtyrertod (CW 1926 Sp. 763) war also eine Falschmeldung); einer, der Bischof von Sonora, befindet sich im Exil in den Vereinigten Staaten, wo er auf einer Propagandareise Vorträge über die Lage der Katholiken hielt und von wo er nicht mehr über die Grenze zurückgelassen wurde; der Erzbischof von Guadalajara und der Bischof von San Luis Potosi halten sich im selbstgewählten Versteck auf und werden von der Regierung wegen revolutionärer Betätigung gesucht; 2 fühlen sich in ihren Diözesen (Zacatecas und Tacambaro) nicht mehr sicher und halten sich als Flüchtlinge in der Hauptstadt auf; 3 sind in Rom (CW 1926 Sp. 1090). In der Konsistorialansprache vom 20. 12. heißt es: „Alle Bischöfe sind von ihren Sitzen verjagt" (Oss. Rom. 295). Was ist nun richtig? Sind 16 Bischöfe von 33 (Oss. Rom. 294) oder sind „alle Bischöfe" (ebenda 295) de suis sedibus deturbati? Die Augsb. PZ. 299 berichtigt den Papst, indem sie „omnes episcopi" mit „ehrwürdige Bischöfe" übersetzt!!

Beim Fest des Christuskönigs sollen 300 000 Pilger die Madonna von Guadalupe besucht haben (Oss. Rom. 296).

*

Im Kirchenkreis Auerbach im Vogtlande sind in kurzer Zeit drei neue Gotteshäuser, zwei Kirchengemeindehäuser, zwei Pfarrhäuser und ein Kindergarten errichtet worden.

Die Altsozialisten in Sachsen haben sich für Wiedereinführung der Gefängnisseelsorge in den sächsischen Strafanstalten eingesetzt, nachdem der Strafrechtsreformer Dr. Wulffen seinen früheren Standpunkt revidiert und die Wiederanstellung der Anstaltsgeistlichen gefordert hat, da 90% der Gefangenen religiös seien und die Entfernung der Geistlichen bei diesen eine seelische Unruhe wegen Mangels einer seelsorgerlichen Aussprache hervorgerufen habe.

Der Anhaltische Landeskirchentag verminderte mit sämtlichen Stimmen der Rechten die Zahl der Mitglieder Landeskirchenrats von 5 auf 4 in der ausgesprochenen Absicht, den neueingetretenen religiösen Sozialisten dadurch den ihnen nach dem Verhältniswahlrecht zustehenden Sitz zu nehmen. Nach der Wahl des Landeskirchenrats brachte dieselbe Fraktion sofort einen Antrag ein, das Verhältniswahlrecht für den Landeskirchenrat aus der Verfassung zu entfernen und die Amtsdauer der eben gewählten Mitglieder mit der Verkündung dieses Gesetzes erlöschen zu lassen.

Der religiössoziale Pfarrer Eckert in Meersburg wurde von der Trinitatisgemeinde in Mannheim mit 107 von 185 Stimmen zum Pfarrer gewählt. Gegen 78 weiße Zettel.

Die evangelischen Kirchen Österreichs erhalten infolge einer neuen Vereinbarung mit dem Deutsch-Evangelischen Kirchenausschuß zwei Sitze mit beratender Stimme im Deutschen Kirchenbundesrat.

Die dritte Synode der Deutschen Evangelischen Kirchen in Böhmen-Mähren und Schlesien beschloß für jeden Geistlichen und Lehrer nach 35 jähriger Dienstzeit ein Ruhegehalt von 18 000 Kronen, für die Witwe die Hälfte, aufzubringen durch Versicherungen und Beiträgen der Gemeinden, eine Schulverfassung und eine Disziplinarverordnung. Die Studiendauer der Theologen soll mindestens acht Semester betragen, darauf einjährige Bewährung im praktischen Seelsorgeamt. Die Regierung wurde ersucht, die zweiten Feiertage zu Ostern, Weihnachten und Pfingsten wieder einzuführen, Karfreitag und Reformationstag als staatsgültige Feiertage anzuerkennen und obligatorischen Religionsunterricht in den Oberklassen der Mittelschulen und Lehrerseminarien einzuführen.

Die Kirchensynode des Kantons Zürich nahm eine Resolution an, in der sie die vorgekommenen Fälle ungerechtfertigter wucherischer Mietzinssteigerung als Ausfluß einer dem Evangelium durchaus entgegengesetzten Gesinnung verurteilt, die Kirchenbehörden, Pfarrer und Gemeindeglieder ersucht, durch Wort, Tat und eigenes Beispiel den genannten Auswüchsen einer rücksichtslosen Gewinnsucht entgegenzutreten, alle Maßnahmen zur Beschaffung billiger Wohnungen begrüßt und sämtliche Mitglieder der Kirche, insbesondere Pfarrer und Kirchenrat einlädt, das Möglichste zu tun, um dem zur Volksabstimmung gelangenden Gesetz betreffs Förderung des Wohnungsbaus zur Annahme zu verhelfen.

Die Bischöfliche Methodistenkirche hat in Ungarn elf Prediger, 48 Predigtplätze, 930 eingeschriebene Mitglieder und 480 Sonntagsschüler. Evangelist 39

Eine Bande von Studenten und Studentinnen hat in Warschau nach Aufforderung durch Kaplan Wisniewski in der Kirche eine Versammlung auseinandergetrieben, in der die beiden Bischöfe der „nationalen Kirche" sprechen wollten. FŠ 390

In der lutherischen Kirche der Slowakei, deren beide Bischöfe Slowaken sind, ist zum ersten Male seit mehr als 30 Jahren die Ordination von drei Pfarramtskandidaten dieser Kirche in deutscher Sprache (früher nur ungarisch) vorgenommen worden.

Die National Church Assembly unter dem Vorsitz des Erzbischofs von York hat einen Ausschuß für Beziehungen zu den Kirchen des Auslandes (Council on Foreign relations) eingesetzt, um die Teilnahme des anglikanischen Kirchenvolkes an life and work der ausländischen Kirchen zu wecken und die gegenseitige Kenntnis der Kirchen zu fördern.

Die Deutsche Evangelische Gemeinde in Jerusalem (Pastor Propst Lic. Hertzberg) zählt zur Zeit 139 Seelen. Für die Gottesdienste steht die Erlöserkirche, für Nebendienste die Muristan-Kapelle zur Verfügung.

Bei der Konferenz der Wesleyanischen Methodisten wurden für die Vereinigung mit den beiden andern methodistischen Kirchenkörpern 440 Stimmen abgegeben und 124 dagegen. Die Mehrzahl der Nein-Stimmenden wünschen auch die Vereinigung, aber nicht so rasch wie die Mehrheit, die Sache beschäftigt im Monat Mai die Distrikts-Synoden. Apologete 38

Der über Florida gegangene Orkan hat allen dort wirkenden Kirchengemeinschaften schweren Schaden zugefügt. Die Bischöfliche Methodistenkirche beklagt allein die Zerstörung von 25 Kirchen und schwere Beschädigungen an sieben. Großenteils handelt es sich um Missionskirchen, weil das Gebiet erst seit kurzem in Besiedlung ist. Evangelist 43

Von Personen. Berufen: Professor D. Erich Seeberg in Halle nach Berlin als Nachfolger von Holl. Promoviert: Oberkirchenrat Domper und Dr. Richter in Berlin zu DD. von Königsberg, Direktor des Posener Predigerseminars Schneider zum D. von Greifswald. Gestorben: Prälat D. von Hermann, Kirchheim u. d. T., früher Tübingen. E St

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Wegen augenblicklichen Mangels an eigenem theologischem Nachwuchs suchen wir

mehrere Hilfsprediger.

Besoldung: Anfangsgehalt von Gruppe X.

Meldungen bis 31. Januar 1927 an den

Kirchenrat der Evangelischen Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate.

Hamburg 1, Jakobikirchhof 26.

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.**, Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege. Herbst und Winter besonders geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf. Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8.

Viktoriaheim

staatlich anerkannte Haushaltungsschule zu Cassel-Wilhelmshöhe. Töchterheim für evangelische junge Mädchen gebildeter Stände.

Leiterinnen: Matilde Schulz, Elisabeth Wessel.

„Der Kleintier- und Gartenfreund"

Illustrierte Wochenschrift für Geflügel-, Kaninchen-, Ziegen-, Hunde- und Bienenzüchter, sowie Gartenbesitzer.

Erscheint jeden Freitag.

Preis im Vierteljahr nur 1.50 M.

Lehrreiche und leicht verständliche Artikel von ersten Mitarbeitern für alle Gebiete der Kleintierzucht und des Gartenbaues.

Jeder Abonnent ein Freiinserat im Vierteljahr im Werte von 1.50 M.

Probenummern kostenlos vom Verlag:

Buchdruckerei **Mich. Magin, Rodalben** (Pfalz).

Tüchtige Abonnentensammler gegen gute Vergütung gesucht.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen gibt edlen Stil und macht die Feder leicht. Halbleinenband Mk. 12.—. Urteile kostenlos.

Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

100 Rasierklingen

4.80 Mark frko.

Nichtgefall.: Geld zurück.

Fa v. Münchhausen

Wesermünde-Lehe

Glaubensgenossin,

im wahren Geiste Christi opferbereit, wird als Mutter zu drei Jungens im Alter von 7, 11 und 14 Jahren gesucht von mittlerem Postbeamten, pensionsfähig, in einem schön gelegenen Alpenstädtchen Steiermarks.

Anträge unter „Gut deutsch" an den Verlag dieses Blattes.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. Januar

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der **Wilhelm Jacobs Buchhandlung, Gotha,** bei, der angelegentlicher Beachtung empfohlen sei.